

Nr. 3840. Z XIX Kriegsnummer 131. Preis 1 Mark.

Kriegschronik.

5. Januar 1917 (Fortsetzung).

Der Transportdampfer „Ivernia“ von der Cunard-Linie (14278 Tonnen) wurde im Mittelmeer bei schlechtem Wetter am 1. Januar von einem unserer Unterseeboote versenkt. Er hatte Truppen an Bord. Eine Bekanntmachung der englischen Admiralität teilt mit, daß die Zahl der von der „Ivernia“ vermißten Mannschaften 120 und von der Besatzung 35 betrage.

Eines unserer Unterseeboote ist dieser Tage von überaus glücklicher Fahrt heimgekehrt. Es hat binnen 11 Tagen 11 Dampfer torpediert, darunter 5 Dampfer mit 15000 Tonnen Kohle, die sich auf dem Wege nach Frankreich und Italien befanden. Diese 15000 Tonnen Kohle entsprechen etwa der Menge, die 20 Güterzüge zu befördern vermögen.

6. Januar 1917.

Bei Serre, nördlich der Ancre, drangen im Nachtangriff einige Engländer in den vordersten Graben. Unsere Stoßtrupps holten in der Gegend von Massiges und an der Nordostfront von Verdun Gefangene aus den französischen Linien.

Nach Scheitern seiner Vorstöße am gestrigen Morgen wiederholte der Russe nach heftiger Artillerievorbereitung seine Angriffe mit frischen Kräften zwischen der Küste und der Straße Mitau-Riga. Östlich der Aa drang er über gefrorenen Sumpf in Bataillonsbreite in unsere Stellung, an allen übrigen Punkten wurde er abgewiesen. Bei Gegenstößen blieben 900 Mann und mehrere Maschinengewehre in unserer Hand.

Angriffe kleinerer russischer Verbände an zahlreichen Stellen der Dünafront und nördlich des Miadziolsees hatten keinerlei Erfolg.

Österreichisch-ungarische Truppen schlugen nordöstlich von Kirlibaba russische Bataillone zurück.

Südlich des Trotustales stürmten bayrische und österreichisch-ungarische Regimenter ausgedehnte Verteidigungsanlagen des Feindes zwischen Cotumba und Mt. Faltucanu. Zu den schweren blutigen Verlusten des Gegners kommt die Einbuße von über 300 Gefangenen.

Zwischen Mgr. Casinului und Susitatal wurden mehrere Stützpunkte genommen.

Deutsche Kolonnen dringen nach Säuberung der Höhenstellungen südöstlich von Soveja längs der Täler nach Nordosten vor.

Nach wirksamer Feuervorbereitung stürmten unter Befehl des Generalleutnants Kühne die Divisionen der Generalleutnants Schmidt v. Knobelsdorf (Heinrich) und v. Oetinger die stark ausgebaute, mit Drahthindernissen und Flankierungsanlagen versehene Stellung der Russen von Tartaru bis Rimniceni, nahmen die Ortschaften selbst und drangen über den versumpften Flußabschnitt gegen den Sereth vor. Der Gegner hält dort noch einige Dörfer, von denen aus er vergebliche Gegenstöße führte.

Bei diesen Kämpfen zeichnete sich das Magdeburgische Reserve-Infanterieregiment Nr. 26 aus.

Weiter südöstlich nahm das verstärkte Kavalleriekorps des Generalleutnants Grafen v. Schmettow Olaneasca, Gulianca und Maxineni. Vortruppen erreichten den Sereth.

Vor der Donau-Armee des Generals der Infanterie Kosch gab der Russe weiteren Widerstand südlich des Sereth in der Nacht vom 4. zum 5. Januar auf und ging, starke Nachhuten opfernd, auf das Nordufer zurück.

In Braila drangen von Westen deutsche und bulgarische Reiter, von Osten über die Donau deutsche und bulgarische Infanterie ein. Die wichtigste Handelsstadt Rumäniens ist damit in der Hand der Verbündeten.

In der Dobrudscha hat die 3. bulgarische Armee, der deutsche, bulgarische und osmanische Truppen angehören, unter Führung des Generals Nerezoff ihre Aufgabe schnell und endgültig gelöst. Kein russischer oder rumänischer Soldat befindet sich mehr im Lande.

Galatz liegt unter unserem Feuer.

Eines unserer Unterseeboote hat am 23. Dezember im östlichen Mittelmeer einen bewaffneten und von Kriegsfahrzeugen begleiteten feindlichen Transportdampfer von über 5000 Tonnen durch Torpedoschuß versenkt.

7. Januar 1917.

Nach mehrstündiger Feuervorbereitung griffen englische Bataillone südlich von Arras an. Der Angriff brach in unserem Artillerie- und Maschinengewehrfeuer verlustreich zusammen.

Auch gestern erfolgten im Abschnitt von Mitau starke russische Angriffe, die verlustreich scheiterten. Die Zahl der Gefangenen hat sich auf 1300 erhöht.

Zwischen Oitoz- und Putnatal sind durch Wegnahme mehrerer Stützpunkte die Russen und Rumänen weiter gegen die Ebene zurückgedrängt worden. Starke Gegenstöße frischer Kräfte konnten uns den gewonnenen Boden nicht nehmen.

Der Gipfel des Mgr. Odobesti wurde gestern durch das Münchener Infanterie-Leibregiment im Sturm genommen.

Zwischen Focsani und Fundeni führte der Russe auf einer Front von 25 km einen großen Entlastungsangriff. Nur in Richtung Obilesti gewann er wenig Raum. An der zähen Widerstandskraft deutscher Truppen brach an allen anderen Stellen der russische Ansturm verlustreich zusammen. Mehrere hundert Gefangene blieben in unserer Hand.

Versuche von Engländern, sich nordöstlich des Doiransees in Besitz bulgarischer Vorpostenstellungen zu setzen, schlugen fehl.

8. Januar 1917.

Westlich der Straße Riga-Mitau griff der Russe gestern erneut mit starken Kräften in breiter Front an. Am Aafluß gelang es ihm, den am 5. Januar errungenen Geländegewinn ein Stück zu erweitern. An allen übrigen Stellen wurde er blutig abgewiesen.

Trotz Schneesturm und empfindlicher Kälte drängten wir den Feind zwischen Putna- und Oitoztal erneut zurück.

Der 7. Januar brachte der 9. Armee, im besonderen den siegreichen deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen des Generals Krafft v. Dellmensingen und v. Morgen, einen neuen großen Erfolg.

Sie warfen den Rumänen und Russen aus dem stark befestigten Gebirgsstock des Mgr. Odobesti auf die Putna zurück.

Weiter südlich ist die schon im Oktober ausgebaute, jetzt zäh verteidigte Milcovstellung im Sturm genommen.

In scharfem Nachstoß wurde dem Gegner nicht die Zeit gelassen, sich in seiner zweiten Linie am Kanal zwischen Focsani und Jarestea zu setzen. Auch diese Stellung wurde durchbrochen und im weiteren Nachdrängen die Straße Focsani-Bolotesti überschritten.

Heute früh wurde Focsani genommen.

Aus den erkämpften Befestigungen sind 3910 Gefangene, 3 Geschütze und mehrere Maschinengewehre eingebracht.

9. Januar 1917.

Erneute russische Angriffe beiderseits der Aa wurden restlos abgewiesen.

Bei dichtem Schneegestöber gelang es den Russen, die ihnen am 4. Januar entrissene kleine Insel Glaudon (nördlich Illuxt) zurückzugewinnen. Ihr weiteres Vordringen gegen das westliche Düna-Ufer wurde verhindert.

Hartnäckig verteidigt der Feind die aus dem Bereczker Gebirge in die Moldau-Ebene führenden Täler. Trotz ungünstiger Witterung und schwierigster Geländeverhältnisse in dem zerklüfteten Waldgebirge drängen unsere Truppen ihren Gegner täglich Schritt für Schritt zurück. Auch gestern wurden beiderseits des Casinu- und Susitatales verdrahtete, stark ausgebaute Stellungen im Sturm genommen und trotz verzweifelter Gegenstöße gehalten.

In Ausnutzung ihres Sieges drangen die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen weiter nach Norden vor und erreichten, feindliche Nachhuten werfend, den Putna-Abschnitt, dessen jenseitiges Ufer der Feind in einer neuen Stellung hält.

Beiderseits Fundeni ist der Russe in die Linie Crangeni-Nanesti geworfen. Garleaska wurde gestürmt und gegen nächtliche Angriffe gehalten.

Die gestern gemeldete Beute hat sich auf 99 Offiziere, 5400 Mann, 3 Geschütze und 10 Maschinengewehre erhöht.

10. Januar 1917.

Stärkere russische Angriffe südwestlich Riga sowie zahlreiche Vorstöße kleinerer Abteilungen zwischen Küste und Naroczsee blieben auch gestern ohne jeden Erfolg.

Vergeblich versuchten Russen und Rumänen, die ihnen entrissenen Höhenstellungen beiderseits des Susitatales zurückzugewinnen. Unter blutigsten Verlusten scheiterten die mit starken Kräften ausgeführten Gegenangriffe. Nördlich und südlich des Casinutales wurde der Feind weiter zurückgedrängt.

In den Kämpfen der beiden letzten Tage fielen 6 Offiziere, 900 Mann und 3 Maschinengewehre in unsere Hand.

Nördlich von Focsani gelang es uns, auf dem linken Putna-Ufer Fuß zu fassen.

Zwischen Focsani und Fundeni zwangen wir den geschlagenen Gegner, seine Stellungen hinter der Putna aufzugeben und hinter den Sereth zurückzugehen. 550 Gefangene wurden eingebracht.

An der Rimnicu-Sarat-Mündung hielten wir im Angriff errungene Fortschritte gegen mehrere feindliche Vorstöße.

Nächtliche Angriffe an der Struma wurden abgewiesen.

Der russische Ministerpräsident und Verkehrsminister Trepow und der russische Unterrichtsminister Graf Ignatiew wurden in den Ruhestand versetzt. Senator und Mitglied des Reichsrates Fürst Galitzyn wurde zum Ministerpräsidenten ernannt und Senator Kultschitsky mit der Führung des Unterrichtsministeriums betraut.

11. Januar 1917.

Nördlich Ypern ist ein feindlicher Angriff unter schweren Verlusten für den Gegner abgeschlagen. An schmaler Stelle eingedrungene Engländer wurden durch Gegenstoß zurückgeworfen. Auch südlich Ypern blieben Vorstöße stärkerer feindlicher Patrouillen erfolglos.

Bei Beaumont gelang es dem Feind, ein vorspringendes Grabenstück unserer Stellung zu besetzen.

Zwischen Riga und Smorgon wurden mehrere russische Angriffe und Vorstöße stärkerer Abteilungen restlos abgewiesen.

Der gestrige Tag brachte den deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen im schwierigen Gebirgskampf zwischen Uz- und Susitatal weitere Erfolge. Mehrere Stützpunkte wurden dem Feinde entrissen.

Nördlich der Oitozstraße nahm das Infanterieregiment Nr. 189 unter Führung seines tapferen Kommandeurs stark ausgebaute, zäh verteidigte Höhenstellungen im Sturm. Bei Marasti und Racoasa wurde die gewonnene Linie gegen feindlichen Angriff behauptet.

An Gefangenen sind 6 Offiziere und über 800 Mann, an Beute 6 Maschinengewehre eingebracht.

Nach einer Reutermeldung wurde das englische Schlachtschiff „Cornwallis“ im Mittelmeer am 9. Januar von einem feindlichen Unterseeboot versenkt. Der Kapitän und sämtliche Offiziere wurden gerettet. 13 Mann werden vermißt.

Das Flugzeugschiff „Ben my Chree“ unter dem Kommandanten Samson wurde am 11. Januar im Hafen der Insel Castelorizo durch Geschützfeuer zum Sinken gebracht. Der „Cornwallis“ maß 14200 Tonnen, führte vier 30,5-cm-Geschütze, zwölf 15-cm-Geschütze und hatte Besatzung von 750 Mann.

12. Januar 1917.

Nördlich der Ancre griffen die Engländer in den frühen Morgenstunden zweimal vergeblich an. Bei Serre brach ihr Angriff vor unseren Linien zusammen. Nördlich Beaucourt wurden sie nach anfänglichen Erfolgen durch kräftig geführten Gegenstoß verlustreich in ihre Ausgangsstellung zurückgeworfen.

An der Bahn Wilna-Dünaburg wurden angreifende russische Kompagnien unter großen Verlusten abgewiesen.

In Erweiterung unserer Erfolge am 10. Januar wurden auch gestern beiderseits der Oitozstraße mehrere hintereinanderliegende Stellungen des Gegners gestürmt. Der Feind erlitt schwere blutige Verluste.

In der Sumpfniederung zwischen Braila und Galatz drängten wir den Russen weiter gegen den Sereth zurück. La Burtea wurde genommen.

Südlich des Ochridasees griff der Feind die österreichisch-ungarisch-bulgarische Front hinter der Cerava an. Die Stellungen wurden gehalten.

Der Kaiser hat folgenden Aufruf „An das deutsche Volk!“ erlassen:

„Unsere Feinde haben die Maske fallen lassen. Erst haben sie mit Hohn und heuchlerischen Worten von Freiheitsliebe und Menschlichkeit unser ehrliches Friedensangebot zurückgewiesen. In ihrer Antwort an die Vereinigten Staaten haben sie sich jetzt darüber hinaus zu einer Eroberungssucht bekannt, deren Schändlichkeit durch ihre verleumderische Begründung noch gesteigert wird.

Ihr Ziel ist die Niederwerfung Deutschlands, die Zerstückelung der mit uns verbündeten Mächte und die Knechtung der Freiheit Europas und der Meere unter dasselbe Joch, das zähneknirschend jetzt Griechenland trägt.

Aber was sie in dreißig Monaten des blutigsten Kampfes und des gewissenlosesten Wirtschaftskrieges nicht erreichen konnten, das werden sie auch in aller Zukunft nicht vollbringen. Unsere glorreichen Siege und die eherne Willenskraft, mit der unser kämpfendes Volk vor dem Feinde und daheim jedwede Mühsal und Not des Krieges getragen hat, bürgen dafür, daß unser geliebtes Vaterland auch fernerhin nichts zu fürchten hat. Hellflammende Entrüstung und heiliger Zorn werden jedes deutschen Mannes und Weibes Kraft verdoppeln, gleichviel, ob sie dem Kampfe, der Arbeit oder dem opferbereiten Dulden geweiht ist.

Der Gott, der diesen herrlichen Geist der Freiheit in unseres tapferen Volkes Herz gepflanzt hat, wird uns und unseren treuen, sturmerprobten Verbündeten auch den vollen Sieg über alle feindliche Machtgier und Vernichtungswut geben.“

13. Januar 1917.

Angriffe der Engländer nördlich der Ancre gegen Serre wurden größtenteils blutig abgewiesen. In einer Vorstellung setzte sich der Feind fest. Wir halten die Hauptstellung.

Durch erfolgreichen Angriff deutscher Truppen wurde nördlich des Slanictals erneut Gelände gewonnen. In den ihm entrissenen Stellungen ließ der Feind 7 Maschinengewehre, 7 Minenwerfer, große Mengen Gewehrmunition und Handgranaten zurück.

Beiderseits des Oitoztales blieben starke feindliche Angriffe erfolglos. In erbittertem Nahkampf wurden dem Gegner große Verluste zugefügt.

Am Zusammenfluß von Buzau und Sereth nahmen Bulgaren ein von den Russen noch gehaltenes Kloster.

Nordwestlich von Braila stürmten türkische Truppen den Ort Mihalea. Von der russischen Besatzung wurden 400 Mann gefangen, der Rest, der zu entkommen versuchte, ertrank im Sereth. 10 Maschinengewehre sind erbeutet.

14. Januar 1917.

Südlich der Oitozstraße wurde eine vom Feind besetzte Kuppe gestürmt.

Ein russischer Vorstoß am Sereth nordwestlich Braila wurde abgeschlagen.

Zwischen Wardar und Doiransee blieb ein feindlicher Angriff gegen unsere Stellungen südlich Stojokovo erfolglos.

15. Januar 1917.

Nördlich des Susitatales wurden unsere neugewonnenen Stellungen von stärkeren russischen und rumänischen Kräften angegriffen. Der Feind wurde überall abgeschlagen.

Zwischen Buzau- und Serethmündung wurde der letzte von den Russen südlich des Sereth noch gehaltene Ort Vadeni von türkischen Truppen im Sturm genommen.

An der Dolomitenfront sprengten österreichisch-ungarische Truppen am Großen Lagazuoi das Felsband an der Südwand zwischen eigener und feindlicher Stellung. Die Sprengung ist vollkommen gelungen. Eine breite Kluft trennt nun die beiden Gegner.

16. Januar 1917.

Auch gestern blieben feindliche Angriffe zwischen Casinu- und Susitatal ohne jeden Erfolg. An einer Stelle eingedrungene Rumänen wurden durch Gegenstoß völlig zurückgeworfen und dabei 2 Offiziere mit 200 Mann gefangengenommen.

Nach heftiger Artillerievorbereitung gingen beiderseits Fundeni starke russische Massen zum Angriff vor. Einige hundert Meter vor unseren Stellungen brachen die Sturmwellen im Sperrfeuer zusammen. Bei Wiederholung der Angriffe am Abend gelangten schwache feindliche Teile in unsere Gräben, wurden aber sofort wieder vertrieben. Die Verluste des Feindes sind groß.

17. Januar 1917.

Heftigem Artilleriefeuer folgten nachmittags russische Angriffe gegen unsere Stellungen südlich Smorgon, die abgeschlagen sind. In schmaler Front eingedrungener Feind wurde zurückgeworfen. Die Stellung ist restlos in unserer Hand.

Zwischen Casinu- und Susitatal setzten Russen und Rumänen ihre Angriffe gegen die ihnen in den letzten Kämpfen entrissenen Höhenstellungen mit starken Massen erbittert fort. Auf einer Kuppe gelang es ihnen, Fuß zu fassen, an allen anderen Stellen sind sie unter großen Verlusten blutig abgewiesen.

Im Monat Dezember verloren wir 17 Flugzeuge. Unsere Gegner büßten 65 Flugmaschinen ein, davon im Luftkampf 48, durch Abschuß von der Erde 16, durch unfreiwillige Landung 2. Hiervon sind in unserem Besitz 22, jenseits der Linien erkennbar abgestürzt 44 Flugzeuge.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3840. 148. Band.



Das Schicksal Frankreichs: Aus dem Kampfgebiet vor Verdun.

Nach einer Zeichnung des bei der Kronprinzen-Armee befindlichen Kriegsmalers Professor Georg Schöbel.

Die deutsche Volkswirtschaft im Jahre 1916.

Von Professor Dr. Wygodzinski, Bonn.

Das Jahr 1916 wird in der Geschichte der deutschen Volkswirtschaft für immer unvergessen bleiben. Man geht kaum zu weit, wenn man sagt, daß noch kein Jahr bisher in seinem Aufbau so tiefe Spuren hinterlassen hat wie das abgelaufene. Selbstverständlich ist die treibende Ursache bei diesen Umgestaltungen der Krieg; aber alle diese Neubildungen waren doch durch die bisherige Entwicklung vorbereitet und lagen in ihrer Linie. Die Ausdehnung der Staatstätigkeit, die fortschreitende Konzentrationsbewegung und Syndizierung in der Industrie, das immer stärkere Eindringen der Frauenarbeit, alles das sind Erscheinungen, die auch im Frieden sich gezeigt hätten, aber nicht mit dieser Wucht, nicht in diesem Umfange. Die tiefst einschneidende Maßnahme freilich, der Vaterländische Hilfsdienst, ist etwas völlig Neues oder führt doch über die bisherige Linie weit hinaus. Noch wissen wir nicht, wie er sich ausgestalten wird; dies hängt ja auch von der weiteren Entwicklung des Krieges ab. Der Geist, in dem er durch das Kriegsamt bisher gehandhabt wurde, ist so sehr ein solcher der weisen Mäßigung und der Einsicht in die wirtschaftlichen wie menschlichen Bedingungen unseres Volkes, daß wir irgendeine Besorgnis nicht zu hegen brauchen. Aber es ist doch festzustellen, daß damit der „Belagerungssozialismus", unter dessen Zeichen wir seit Kriegsbeginn wirtschaften, in einem ganz besonders wichtigen Punkte seine Anwendung erfahren hat. Mit dem Hilfsdienstgesetz ist ein Arbeitszwang gegeben, die Verpflichtung jeder verwendbaren männlichen Kraft, von ihren Arbeitsfähigkeiten Gebrauch zu machen, und zwar im Dienste des Vaterlandes. Damit ist die freie Bestimmung über die eigene Persönlichkeit und ihre Verwertung aufgehoben. Diese Übertragung der allgemeinen Dienstpflicht vom militärischen Gebiete auf das der Wirtschaft ist einem sachlichen Widerspruch nirgends begegnet, ein Beweis für das völlige Vertrauen, das unser Volk zu der Reichsleitung hat. Es ist jedoch sicher, daß seine Durchführung der Wirtschaft Deutschlands wenigstens für die weitere Kriegsdauer und für eine Zeit der kommenden Übergangswirtschaft ein von dem bisherigen erheblich abweichendes Gesicht verleihen wird. Dies gilt nach zwei Seiten; bezüglich des Verhältnisses von Arbeiter und Unternehmer und für das Verhältnis der einzelnen Unternehmungen zueinander. Zweifellos bedeutet das Hilfsdienstgesetz eine Einschränkung der persönlichen Freiheit des Arbeiters und des Angestellten, und zwar zunächst zugunsten der „Kriegslieferungsunternehmer"; eben deshalb ist die Stellung der Arbeiter durch das Gesetz mit Garantien umkleidet worden, wie sie sie vorher niemals besaßen. Die überaus geschickte Haltung der Gewerkschaftsführer hat dazu geführt, daß den Arbeitern durch das Gesetz Rechte zugestanden wurden, die sie auch im Frieden behaupten werden.

Für die Unternehmungen ergibt sich aus dem Zivildienstgesetz, in Weiterführung der durch den Krieg angebahnten Entwicklung, eine Einengung des Betätigungskreises; haben diejenigen Industrien und Handwerke, die nicht für Kriegszwecke oder für die Befriedigung des täglichen Bedarfs arbeiten, ohnehin schon nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden, so wird jetzt allmählich alles, was nicht „lebenswichtig" ist, durch die langsame Entziehung von Arbeitskräften und Rohstoffen mehr und mehr in der Produktion eingeengt werden. Aber auch die bestehen bleibenden Betätigungen werden aus wirtschaftlichen Gründen nicht überall in den alten Formen sich vollziehen; man wird in nicht seltenen Fällen die weniger leistungsfähigen Betriebe einer Gruppe stillegen und die Produktion in den stärksten Betrieben konzentrieren.

Diese Konzentration ist, wie schon erwähnt, auch ohnedies für das abgelaufene Jahr charakteristisch. Das größte Aufsehen hat wohl der Zusammenschluß der älteren Interessengemeinschaften der Farbstoffabriken unter Anschluß der bisherigen Außenseiter zu dem sogenannten „Farbentrust" gemacht, dessen zusammengeschlossene Kapitalkraft auf nicht weniger als 1 Milliarde ℳ geschätzt wird. Besonders zahlreich sind die Zusammenschlüsse in der Schwerindustrie; entweder in der Form der Angliederung kleinerer Unternehmungen an größere (wie etwa der Brüninghaus A.-G. in Werdohl an die Rombacher Hüttenwerke oder der zahlreichen Erzgrubenkäufe der Firma Krupp) oder aber in der Form der Syndikatsbildung. Diese Syndizierung hat einen besonderen Anstoß durch die Gestaltung der Ausfuhrverhältnisse erhalten. Durch die notwendig gewordene Beschränkung der Ausfuhr, insbesondere durch die Anordnung, daß Ausfuhrbewilligungen nur bei Einhaltung bestimmter Vorschriften gegeben werden, war die Bildung von Ausfuhrverbänden auf der Grundlage der Syndizierung der betreffenden Industrien das Gegebene. Insbesondere hat in der Eisenindustrie, und zwar in der Großindustrie (Verbände für Stab-, Band- und Universaleisen, Bleche aller Art, Walzdraht, Röhren usw.) wie in der Kleinindustrie (Verbände für Feilen, Öfen, Sicheln und Sensen usw.), die Ausfuhrregelung zum mindesten in dieser Richtung mitgewirkt. Der Stahlwerksverband selbst ist um die Jahreswende auf ein weiteres Jahr verlängert worden.

Auch das Kohlensyndikat ist am 14. Oktober mit Wirkung vom 1. April 1917 auf fünf Jahre freiwillig verlängert worden; zur Zwangssyndizierung hat man es also nicht kommen lassen, sondern das seit dem 1. Januar 1916 in Kraft getretene Übergangssyndikat ohne weiteren Staatseingriff wieder zu einer auf längere Dauer berechneten regulären Form ausgebaut. Ohne Schwierigkeiten ging es freilich nicht ab; insbesondere entspannen sich wieder die üblichen Kämpfe um die Beteiligungsziffer. Die Zahl der Mitglieder ist gestiegen, von vierundachtzig im Übergangssyndikat auf über hundert; was außen steht, ist unwesentlich. Auch das Vorrecht der Hüttenzechen bezüglich der Selbstversorgung ist zwar nicht verschwunden, aber beschnitten, so daß das Syndikat stärker dasteht als jemals zuvor.

Welchen Wert die Regierung auf das Bestehen starker Syndikate als Träger des Wirtschaftslebens legt, hat auch die Zwangssyndizierung der Zementindustrie gezeigt. Dieses Gewerbe, das durch den Krieg allerdings schwer betroffen ist, und in dem ein bisher durch völlige Syndizierung nicht gebändigter scharfer Wettbewerb herrschte, ist in den letzten Junitagen durch eine Regierungsmaßnahme zwangsmäßig zu einem allgemeinen Syndikat zunächst auf ein halbes Jahr zusammengefaßt worden. Als es in dieser Zeit nicht gelang, zu einer freiwilligen Regelung zu kommen, ist im Dezember das Zwangssyndikat auf ein halbes Jahr verlängert worden.

Ein anderes Zeichen für die Bedeutung, welche der Staat den Syndikaten zumißt, ist die Tatsache, daß der Staat selbst sich dem neuen Kohlensyndikat angeschlossen hat. Allerdings hat er dabei eine Reihe von Bedingungen gestellt: Vorzugsstellung bezüglich des Selbstverbrauchs, Befreiung von einem Teil der Umlagen, Rücktrittsrecht, vor allem aber Einfluß auf die Preisgestaltung und Vertretung im Aufsichtsrat des Kohlensyndikats selbst wie der ihm angeschlossenen Organisationen. Damit hofft der Staat den Interessen der Allgemeinheit besser dienen zu können als durch eine ablehnende oder gar feindliche Haltung. Die Versöhnung zwischen Fiskus und Syndikat fand einen weiteren Ausdruck in der Beilegung des alten Hibernia-Streitfalles. Der preußische Fiskus hatte bekanntlich, um auf diesem Wege innerhalb des Syndikats eine Position zu bekommen, im Jahre 1904 die Majorität der Aktien der Hibernia, eines großen und gute Erträgnisse liefernden Bergwerks, freihändig zu kaufen versucht. Dies war ihm mißglückt; aus den Kreisen des Syndikats wurde die Mehrzahl der Aktien gekauft und durch Einbringung in die Trutzgesellschaft Herne jedem anderen Zugriff entzogen. Durch den Erwerb des Restes der Aktien gelangt der Staat nunmehr in den Vollbesitz des Werkes, und zwar zu einem Preise, der eine Rentabilität verspricht; sein Einfluß im rheinisch-westfälischen Bergbau wird dadurch erheblich verstärkt, wie auch die Stellung des Staates als Kohlenverbraucher (für die Eisenbahnen) wie als Verkäufer (durch Vervollständigung des fiskalischen Sortenzettels) dadurch eine erheblich bessere wird.

Die Bedeutung der Kohle als Kraftquelle wächst derart, daß auch in anderen deutschen Bundesstaaten der Staat auf die Kohlenproduktion einen größeren Einfluß zu gewinnen sich bemüht hat. Nachdem im Königreich Sachsen bereits 1912 und 1915 vom Staat Kohlenfelder gekauft worden waren, erachtete er es jetzt, und zwar auf Grund einer von der Zweiten Ständekammer ausgehenden Anregung, für geboten, durch ein Regal die Verfügung über die im Land vorhandenen Kohlenschätze zu erhalten. Damit will er sich einmal die nötigen Mengen Kraftbedarf für seine eigenen Unternehmungen sichern und zweitens den von nordböhmischen Großkapitalisten ausgehenden Monopolbestrebungen entgegentreten. Um das Kohlenabbauregal in Ruhe vorbereiten zu können, wurde zugleich ein Sperrgesetz nach preußischem Muster erlassen, daß jede Veräußerung von Kohlenunterirdischem bis 30. Juni 1918 verbietet. Übrigens sind es nicht nur Staaten, sondern auch Städte, die sich nunmehr Kohle zu sichern suchen. So hat noch, um nur ein Beispiel zu nennen, gegen Jahresschluß die Stadt Neukölln ein Braunkohlenfeld in der Niederlausitz erworben; die Kohle soll in erster Linie dazu dienen, die städtischen Gas- und Elektrizitätswerke zu versorgen. Auch in Sachsen ist das staatliche Kohlenregal nicht allein um seiner selbst willen, sondern als Unterlage für die Elektrizitätsgewinnung verlangt worden; Sachsen hat nämlich zu gleicher Zeit die Verstaatlichung der Elektrizitätsversorgung beschlossen und ist damit allen anderen deutschen Bundesländern vorangegangen. Es ist zweifellos, daß in der nächsten Zeit zwischen der privaten Elektrizitätsindustrie, den Städten und Kreisen und dem Staat ein Kampf um die Herrschaft über die Elektrizitätsversorgung geführt werden wird, wobei auf der einen Seite die fördernde Wirkung der freien Konkurrenz, auf der anderen der ökonomische Gewinn durch Zusammenfassung der zersplitterten Anlagen und vor allem der Finanzbedarf der öffentlichen Körperschaften ins Feld geführt werden wird.

Ganz ähnliche Gründe können für eine öffentliche Bewirtschaftung der Rohstoffquellen ins Feld geführt werden. Von diesem Gesichtspunkt geht der im Dezember erfolgte Beschluß des württembergischen Landtages aus, durch den einer Regierungsvorlage zugestimmt wurde, die dem Staate das Recht vorbehält, in Württemberg auf Eisen und Eisenerze zu schürfen; man denkt dabei weniger an einen staatlichen Eisenbergbau als daran, der Allgemeinheit einen Anteil an der zu erwartenden Wertsteigerung der Eisenerzlager zu sichern.

Wie in dem neuen Kriegsamt die gesamte Produktion während des Krieges unter staatliche Kontrolle gekommen ist, so hat auf der anderen Seite die fortschreitende Einflußnahme auf die Regelung des Verbrauchs ihre äußerste Spitze in dem im Frühjahr ins Leben gerufenen Kriegsernährungsamt gefunden. Unter seinem energischen Leiter hat es bewußt den Gedanken einer möglichsten Ausgleichung der vorhandenen Nahrungsmittel und eine Verhütung wucherischer Preistreibereien verfolgt. Die Unterstellung der einzelnen Kriegswirtschaftsorganisationen unter seine Leitung, die öffentliche Bewirtschaftung der Lebensmittel, die Erfassung auch der von außen eingeführten durch die Zentral-Einkaufsgesellschaft, die Rationierung und die Festsetzung von Höchstpreisen, das sind die hauptsächlichsten Maßnahmen, mit denen diese vielberedete Behörde ihre überaus schwierige Aufgabe durchzuführen versucht hat. Eine ausgezeichnete Getreide- und eine ungünstige Kartoffelernte glichen sich in der Wirkung einigermaßen aus. Der Eintritt Rumäniens in den Krieg bedeutete zunächst eine entschiedene Verschlechterung unserer Ernährungslage, da dieses Land — wenn auch zu Wucherpreisen und unter nicht minder wucherischen Bedingungen — nicht unbeträchtliche Mengen geliefert hatte. Seine baldige Niederwerfung hat die Lage in ihr Gegenteil umgekehrt, so daß wir nunmehr für das laufende Kriegsjahr unsere Nahrungsmittelbasis beträchtlich verbreitert sehen. Als neue Aufgabe hat uns das Jahresende die planmäßige Steigerung der wirtschaftlichen Produktion mit viel größerer Entschiedenheit als bisher gebracht. Wir dürfen hoffen, zumal angesichts der Weltmißernte in fast allen Ländern außerhalb des Gebiets der Zentralmächte, die wenigstens zum Teil auf das Ausbleiben des deutschen Kalis zurückzuführen ist, besser durchzuhalten als unsere Gegner, wenn auch unter den bekannten Schwierigkeiten.

Auch der Rohstoffmangel, mittels dessen uns die Entente niederzuwerfen hoffte, ist jetzt weniger empfindlich als früher. Die „U-Deutschland" als Blockadebrecher und ihre künftigen Nachfolger haben dabei einen hoffentlich immer steigenden Anteil, nicht minder aber der deutsche Erfindungsgeist. Nur als Beispiel sei die Entwicklung eines ganz neuen Gewerbes, der Papiergarnindustrie, genannt. Diese Industrie, die als Rohstoff an Stelle von eingeführten Spinnstoffen wie Jute oder Baumwolle die aus einheimischem Rohstoff hergestellte Holzzellulose benutzt, hat eine überaus rasche Entwicklung gefunden. So haben allein die rheinisch-westfälischen Papiergarnspinner und -weber sich zu einer Vereinigung zusammengeschlossen, die 41 Spinnereien und Spinnwebereien umfaßt. Der Krieg selbst hat hier ein neues Gewerbe geschaffen, das allem Anschein nach auch für die Friedenstätigkeit sich behaupten und damit die Unabhängigkeit Deutschlands in einem lebenswichtigen Gewerbe fördern wird.

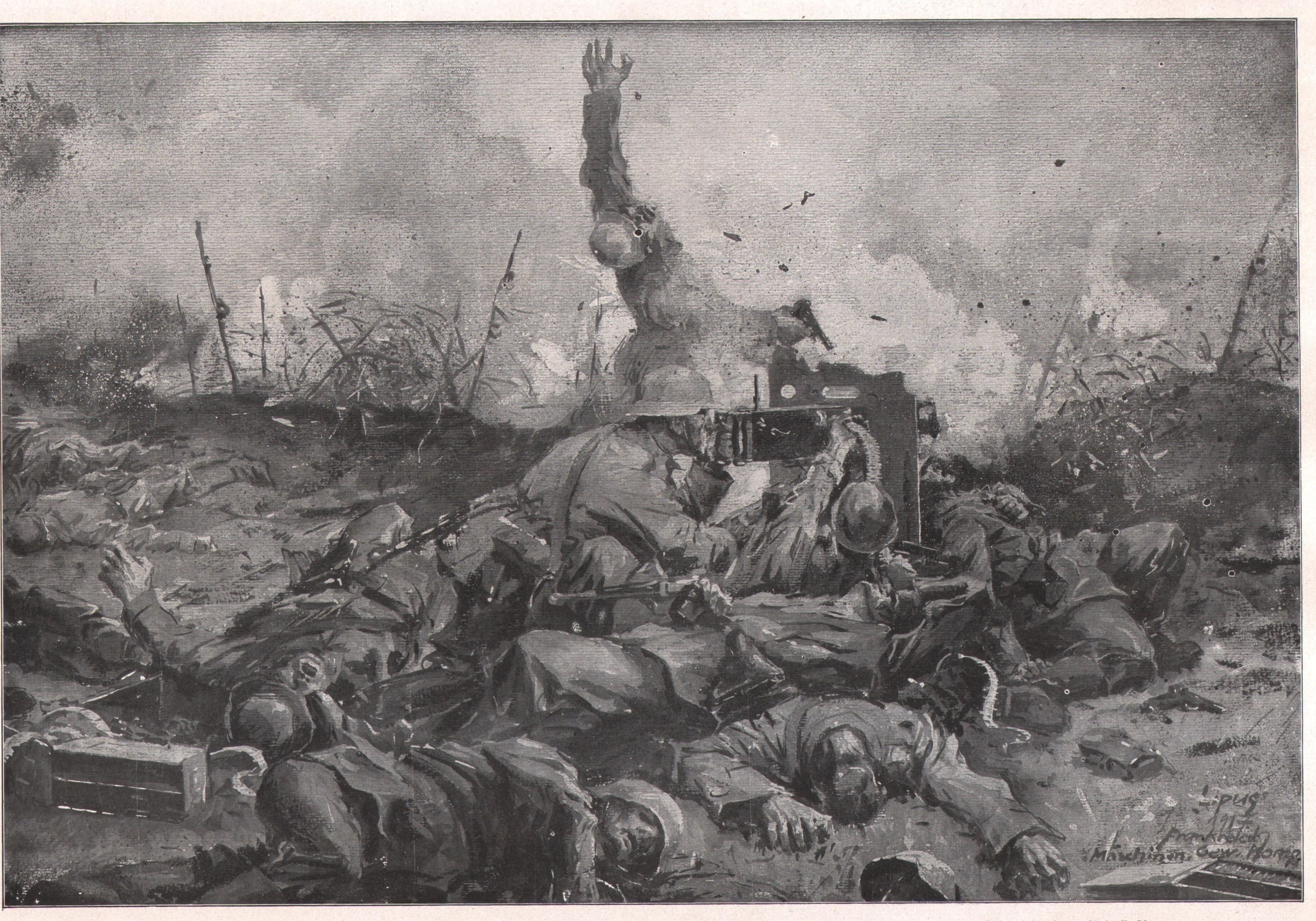
Insgesamt bietet die deutsche Volkswirtschaft im Jahre 1916 ein Bild stärksten Lebens. Es sind ungeheure Schwierigkeiten, die sich ihrer Auswirkung entgegenstellen; sind doch große Gewerbe wie die Schiffahrt oder das Baugewerbe noch immer völlig gelähmt, kämpfen andere mit Rohstoffmangel, müssen die geschulten männlichen Arbeitskräfte auch in immer weiterem Umfange durch ungeschulte Frauen, Jugendliche, Kriegsgefangene ersetzt werden. Die Verschiebungen haben sicher zu schweren Einbußen auf der einen Seite, auf der anderen allerdings zu starken Gewinnen geführt. Im ganzen genommen, wobei Gewinn und Verlust der Teilglieder ausgeglichen werden, ist der Stand der deutschen Volkswirtschaft am Ende des Berichtsjahres ein überraschend günstiger. Wir haben zwei Merkmale, aus denen wir darauf schließen dürfen, die Kriegsanleihen und den Steuerkurszettel.

Die beiden Kriegsanleihen vom Frühjahr und Herbst haben zusammen 21½ Milliarden gebracht, so daß insgesamt der Betrag der untergebrachten Kriegsanleihen sich auf 47 Milliarden ℳ beläuft; dabei handelt es sich bis auf einen geringen, durch die Darlehnskassen vorgeschossenen Bruchteil um Bargeld. Das Ausland hat sich an diesen Anleihen so gut wie gar nicht beteiligt, während die Entente bekanntlich ihren Krieg zum großen Teil mit amerikanischem Gelde finanziert.

Das gleiche Bild bietet der Steuerkurszettel, der nach zweiundeinhalbjähriger Unterbrechung zum erstenmal wieder eine Generalübersicht über den Stand der deutschen Volkswirtschaft bietet. Dabei ist anzunehmen, daß diejenigen Unternehmungen, die keine Aktienform haben und deshalb auf dem Kurszettel nicht erscheinen, ebenso stehen wie die Aktiengesellschaften des gleichen Zweiges. Nehmen wir eine Anzahl führender Werte in ihren Kursen vom 31. Dezember 1913 (Kursfeststellung für den Wehrbeitrag) und vom 31. Dezember 1916, so ergibt sich folgendes charakteristisches Bild:

	Jahr 1913	Jahr 1916
Phönix	234,10	245
Laurahütte	152	189
Harpen	172,50	187
Essener Steinkohle	157	174
Ludwig Loewe & Co.	325	410
Allgem. Elektrizitäts-Gesellschaft	234,80	220
Lingel Schuhfabrik	156	155
Mechanische Weberei Linden . .	263,50	225
Rhein. Westfäl. Zementindustrie	141	94
Norddeutscher Lloyd	116,90	99

Diese Auswahl ist natürlich bis zu einem gewissen Grade, wie jede Stichprobe, willkürlich; auch ist zu berücksichtigen, daß durch Abschreibungen, Kapitalerhöhungen und andere individuelle Umstände im Einzelfalle das Ergebnis beeinflußt worden sein kann. Aber im ganzen ist das Bild sicher richtig. Es zeigt, daß nicht nur ausgesprochene Kriegsindustrien gut verdient haben, sondern daß im ganzen die Volkswirtschaft in ihrem Gesamterträgnis jetzt kaum anders dasteht, als sie schließlich auch in den Wechselfällen der Wirtschaft des Friedens sich zeigen könnte. Selbst ausgesprochene „Friedenswerte" wie die Schiffahrtsaktien sind nicht so weit gesunken, daß man von einer Entwertung sprechen könnte; gerade hier hat man sich darauf vorbereitet, die späteren Konjunkturen des Friedens sogleich zu nutzen. So darf auch für die deutsche Volkswirtschaft das Wort in Anspruch genommen werden: „Zum Kampfe entschlossen, zum Frieden bereit."



Ein Moment aus der großen Sommeschlacht: Die letzten Patronen. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Rudolf Lipus



König Friedrich August von Sachsen und Kronprinz Georg begrüßen auf dem westlichen Kriegsschauplatz sächsische Truppen.

Königsbesuch. / Von Rittmeister Georg Freiherrn von Ompteda.

Draußen erstirbt leise die Sommeschlacht. Ist es Ermüdung des Gegners? Neigen seine Millionen Granaten dem Ende zu? Oder gar seine Millionen Menschen, deren Blüte draußen vor den deutschen Stellungen liegt und die paar Trümmerhaufen, die sie niedergewalzt besetzen konnten, mit grausig duftender Gegenwart erfüllt? Ist es der Winter, der über das Land zu sinken beginnt? Ja, die Sommeschlacht hält ermattet den Atem an. Und während von all dem Morden die vereinigten Feinde, die mit Hilfe der halben Welt anrennen gegen des einen Landes einen Teil, der einen Front, innehalten und ihre Toten zählen, ziehen Sachsen heraus, abgelöst nach langem, schwerem Kampfe. Sie marschieren singend ihre Straße, während hinter ihnen noch die steilen Schmutzsäulen der Granateinschläge steigen, ihnen, die dem Tode wochenlang ins harte Antlitz geblickt, heute derart gewohnt, daß keiner auch nur den Kopf wendet. Zum hellen Klang der Heimatslieder bedeutet das dumpfe Rollen der Front nichts als ein leiser Trommelwirbel, über dem die Töne schweben.

Die Sachsen stampfen dahin durch den knöcheltiefen Dreck der Straße. Fast eben erscheint sie ihnen, denn in ihrer Stellung knietiefem Lehm war es bisweilen, als müsse er steckenbleiben, der eilende Fuß, der, Einschlägen entweichend, den nächsten Trichter suchte. Die graue Schar der Kämpfer ist gelb angelaufen, gleichsam verwittert vom Liegen in triefendem Boden, Unrat, Leichenlöchern, faulendem Stroh der Unterstände. Vom Regen, von der Feuchtigkeit aus der Erde, die den Körper durchkältet, die von der Kleidung aufgesogen ist wie von einem Schwamm, sind die Landser schier menschenunähnlich geworden. Alle deckt der Stahlhelm, jenes Kriegswunder, das — ewige Wiederkehr des Gleichen — aus längst verschollenen Zeiten zu stammen scheint: den gotischen Schallern der Ritter ähnlich, mit einem Einschlag von Renaissancegedanken und einem Schwung, als seien Pappenheimische Reiter neu erstanden. Dabei doch nur heute zu denken in diesem Riesenringen, das alle Gedanken wandelte, das Heer und Volk seelisch wie körperlich umgewertet hat.

Der Heerwurm wälzt sich die Straße hin, ungefährlich heute, denn bei dem leisen Weinen des Himmels sind keine Flieger droben, um das englische Artilleriefeuer auf die Straße zu leiten oder ihre bösen Eier abzulegen, die da platzen, wenn sie Mutter Erde berühren, wie eben ein rechtes Ei bei hartem Aufschlage zerspringt. Autos stehen bereit, gewaltige Lastwagen. Sie haben einmal in selig verschollenen Friedenszeiten Erde, Ziegel, Holz, Eisen, gar etwa Bier geschleppt. Heute nehmen sie Menschen auf. Wie in einem Nest sitzen die Landser darin, den „Affen" abgeworfen, über die Bordwand gehängt, wie ihre Schilde die alten nordischen Recken. Gewehrläufe starren Speeren gleich rundum. Mancher holt seine Mütze hervor und hängt den Stahlhelm über den Arm. Endlich kommt das Quartier. Das erste, ehe es in andere Ruhestellung geht. Ein Massenlager, Mensch zu Mensch gepfercht und unwahrscheinlich ruhig.

Bald wird geputzt, getrocknet, gegessen, geschlafen, als wären Minendonner, Granatenheulen, Kugelpfeifen, Splitterschwirren, Tod und Wunden, Leichenstank und Fäulnis, Sumpf und ewiger Regen hinter einem wie ein böser Traum. Da läuft es plötzlich um: „Der König kommt!" Und dann stehen mit einem Male die Sommekämpfer im Viereck irgendwo — wer dürfte es sagen — hingeführt auf Wegen von allen Seiten, auf versteckter Waldwiese, unter Bäumen oder an Häuser gelehnt, und warten: Der König kommt! Just jener Tag ist ausgewählt, wenn die Truppe heraus ist aus dem Schlachtengraus, geruht hat, aber in den Herzen doch noch der Kampflärm nachklingt, vor den Augen noch jene Bilder brennend stehend, die auch des stärksten Mannes Herz bewegen: In dem weiten öden Feld die stummen Gräben, ja Trichter nur, darin Menschen atmen, lauern auf den Feind, sich zermalmen lassen von hunderttausend Tonnen Stahl und Eisen, die durch die Lüfte heulen. Und rundum Granatloch neben Granatloch, als sei dieses einst in hoher Friedensblüte lachende Land nichts als ein Sieb, wodurch in grausiger Öde Wüstensand geschüttet wäre. Und vom Morgen bis zum Abend und vom Abend durch die raketenerhellte Nacht bis zum dämmernden Tage quält das Ohr der furchtbare Luftdruck der berstenden Geschosse, das Schmettern, Krachen, Donnern, Tosen, Rollen, Schwirren, Sausen, Pfeifen, Heulen. Die Erde bebt. Von den Wänden rieselt sie und schüttet. Nie Ruhe, nie, und jetzt fast erschreckendes Schweigen nach dem „Stillgestanden!" bis die Musik am rechten Flügel mit der Volkshymne beginnt. Eisengrau, eisenfest steht die Front, flach gegliedert, daß der König sie alle sehen kann, diese deutschen Männer, seine braven Sachsen, die, aus den furchtbarsten Kämpfen des Krieges kommend, dastehen nach vieler Wochen Ermüdung, Not und Gefahr, als sei daheim Parade. Und doch nicht so, denn wie der König die Front abschreitet, sieht er: sie sind alle gewandelt, sie haben den Tod stündlich gesehen. Ihre Führer, ihre Kameraden, ihre Brüder, ihre Freunde sanken vor und zwischen ihnen dahin. Die hier stehen sind nicht vollzählig mehr jene, die vor Wochen ausrückten in die Sommeschlacht, aber sie wissen, jeder von denen, die nicht wiederkehrten, nahm drei, vier Feinde mit in das dunkle Land. Und der Sommekämpfer Stimmung ist nicht voller Erdenschwere, denn heute ist Festtag: Der König ist da! Den Reitstock des Generalfeldmarschalls in der Hand, schreitet er die Front ab. Dort stehen die Kommandeure. Einprägsame Gestalten darunter. Wer vergäße jenes Oberstleutnants, der wie ein Fürst auf der Au im freien Felde steht, groß, schlank, stolz mit seinem einen Arm, denn den anderen hat er draußen gelassen für seinen König, für seine Kameraden, sein Volk. Und ist wieder an der Spitze seiner braven Leute, als sei gar nichts geschehen: ihm selbstverständliche Pflicht!

Der König spricht mit Offizieren. Er nennt sie mit untrüglichem Gedächtnis beim Namen. Die Leute an der ganzen Front befragt er, wo ihm einer auffällt. Wie es da draußen war bei den Sachsen in allen Grauen der Schlacht. Er weiß den Ton zu treffen, der den Heimatentwöhnten wohltut: Spricht vom lieben Sachsenlande, fragt nach Eltern, Geschwistern, Frau und Kind, nach Wohnort und Urlaub, nach Dingen klein und unscheinbar, die aber denen hier in Feindesland warm das Blut zum Herzen treiben, denn dieses ist der Wert des Königsbesuches: Die an der Somme schier Übermenschliches geleistet, wissen nun, daß die Heimat, im Könige verkörpert, ihrer gedenkt. Der König bringt Sachsens Gruß, indem er sie besucht. Aus tiefstem Herzen dankt er ihnen, sind doch diese Tage hier draußen im Feld — er hat es oft genug versichert — die glücklichsten seines Lebens. Jeder hängt an der engeren Heimat, an der engsten sogar, denn in ihr ist sein Bestes beschlossen: Familie, Freundschaft, Kindheit und Jugend. Die Scholle bedeutet sie, die uns geboren und uns nährt. Und wie das große Deutschland das gewaltige Hirn ist, das große Kleid, das gegen den Feind sein Land umschließt, so bedeutet allen deutschen Stämmen die engere Heimat das Herz. So geht ein Strahlen über diese harten Züge im Stahlhelm, wenn der König mit ihnen von der Heimat redet. Da gibt es keine verlegenen Gesichter: Bangen, Befangenheit haben die hier draußen verlernt, aber manch fröhliche Antwort klingt und löst herzliches Lachen aus, rundum im weiten Stabe, der mit dem König geht, wie vor allem bei ihm selbst. Hinter dem Herrscher drein schreiten die jungen Königssöhne. Auch sie treten immer heran an die Männer im Stahlhelm und fragen und begrüßen. Ihr Gespräch, die sie draußen sind von Anbeginn, braucht sich nicht im allgemeinen zu verlieren: Gemeinsames Erleben bindet sie und wird sie binden für die kommende Lebenszeit.

Aus des Kronprinzen feinem zarten Gesicht blicken ein Paar gute Augen jeden an, mit dem er redet, wie mit lieber Teilnahme, daß es jedem auch ist, als sei er persönlich mit seinem Schicksale vertraut. Prinz Ernst Heinrich scherzt voll regen Geistes, wenn er solche wiedererkennt, mit denen er irgendwo einmal da draußen in dem großen Schießen gewesen ist.

Die Front ist lang: Abordnungen aller Truppen sind gekommen: Infanterie, Pioniere, Jäger, Husaren, Artillerie, Mineurkompagnien, Scheinwerferzüge, Fernsprechdoppelzüge, Ladungswerferabteilungen, Sanitätskompagnien, Feldlazarette, Divisionsbrückentrains, Munitions- und Fuhrparkkolonnen: es nimmt kein Ende. Und immer wieder redet der König einen an, dem er etwa schon einmal eine Auszeichnung früher überreicht hat. Denn des Herrschers schönstes Vorrecht, nach jenem höchsten arme Schuldige zu begnadigen, übt er heute, indem er als seinen und des Vaterlandes Dank dem Verdienten mit eigener Hand ein Kreuz mit Schwertern, eine Medaille reicht. Die Truppen rücken enger zusammen, daß in dem weiten Raume jeder die Königsworte hören kann:

„Es ist Mir eine große Freude, Gelegenheit zu haben, die Brigade nach schweren, harten Kämpfen zu begrüßen. An der Somme hat sie fast unerhörtes Artilleriefeuer ausgehalten und in treuer Ausdauer in zerwühltem Gelände Tag und Nacht den Durchbruch des Feindes verhindert. Vor allem habe Ich mit Freude vernommen, daß trotz dieser schwersten Kämpfe durch die sachgemäßen Anordnungen der Regimentskommandeure die Verluste erträgliche waren. Ich spreche der Brigade dafür, daß sie den alten sächsischen Waffenruhm bestätigte und erneuerte, Meine vollste Anerkennung aus. Zum Zeichen Meines Dankes habe Ich einige Auszeichnungen verliehen."

Während der Worte des Königs ist atemlose Stille, nur aus des Himmels Höhen klingt das Rauschen der Propeller herab, denn sächsische Flieger kreisen über dem Platz. Nun treten sie einzeln vor, deren Namen des Kriegsministers weithin schallende Stimme nennt, und stehen vor dem Herrscher, die schlanken Gestalten, mit ihren wettergebräunten, ernsten Gesichtern. Jedem einzelnen gibt der König das Zeichen seines Dankes, einen Scherz, ein ernstes Wort dazu. Manche Auszeichnung kommt an einen Rock, an dem noch keine hängt, manche zu anderen, heiß und wohl erstritten. Dann steht der Brigadekommandeur mitten im Raum und bringt der sächsischen Soldaten Dank in kurzen Worten. An der Somme haben sie das Schwatzen verlernt.

Die Wolken hängen tief, dichter Nebel umfängt das französische Land, der Himmel näßt die Erde. Schon wird überlegt, soll noch Parademarsch sein? Aber die Truppe will sich's nicht nehmen lassen. Wie einer der Landser sagt: „Und wenn der Dreck mannshoch fliegt, Parademarsch muß sein, sonst is nischt!"

Die Flügeladjutanten stellen sich auf. Musik kommt, schwenkt ein, bläst, schmettert, paukt, donnert, während im Hintergrund französische Weiber lauschen und gucken, wie sie ankommen, die sächsischen Soldaten, scharf gerichtet, Mann hinter Mann, einer wie der andere, wie sie die Beine werfen und aufpatschen in den tiefen Boden. Eine Abteilung naht nach der anderen, und immer grüßt der König seine Sachsen, bis die letzten im tiefen Nebel verschwunden sind, ihren Quartieren zu. Dann steigt der König ins Auto, und die Wagen brausen davon, denn an anderen Stellen warten wieder Sachsen. Er besucht sie alle, tagelang unterwegs, von früh bis abends: Keine leichte Pflicht! —



Vom Kriegsschauplatz in Westflandern: Vorderste Seestellung (50 m vom feindlichen Schützengraben entfernt).

Nach einem Aquarell des nach dem flandrischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.

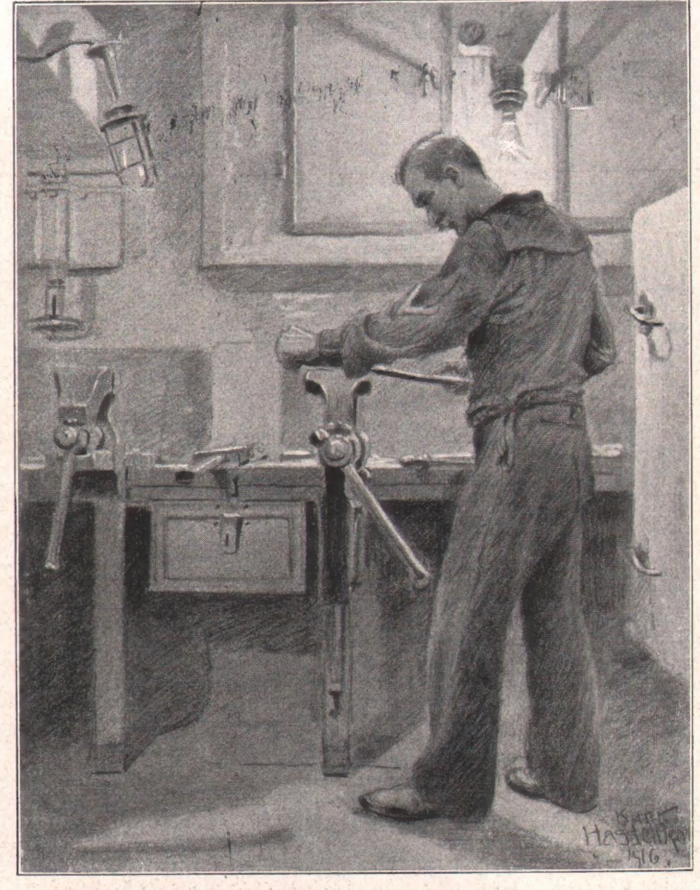
Die Marine in Flandern.

Von W. Erich Spaethe (im Felde).

Antwerpen, die stärkste Festung Europas, das Bollwerk einer Armee, die Hoffnung eines Landes, hatte die weiße Fahne gehißt. In steter Verfolgung blieb die Marine, die sich bei Antwerpen die ersten Sporen im Landkampf erworben hatte, dem flüchtenden Feinde auf den Fersen. Nachdem Gent genommen, war auch das Schicksal der alten flandrischen Hansastadt Brügge besiegelt.

Seit jenen Oktobertagen flattert auf dem Belfried in Brügge das stolze Wahrzeichen deutscher Macht, die Reichskriegsflagge. Daneben steht der Admiralswimpel und verkündet dem Kundigen: „Kommandant an Bord!" Ein deutscher Admiral an Bord einer alten flandrischen Stadt. Das Weltenschicksal ist doch so veränderungsreich. Wieder einmal ist Brügge der Mittelpunkt eines Welthandels geworden, bei dem es diesmal aber nicht um englische Wolle, sondern um englische Schiffe geht. Die engen Gassen und Grachten der alten Stadt hallen jetzt wider von den kräftigen Tritten deutscher Kommißstiefel. Deutsche Matrosen kommen und gehen, hin zum Englischen Kanal, um dort Wache zu halten gegen England.

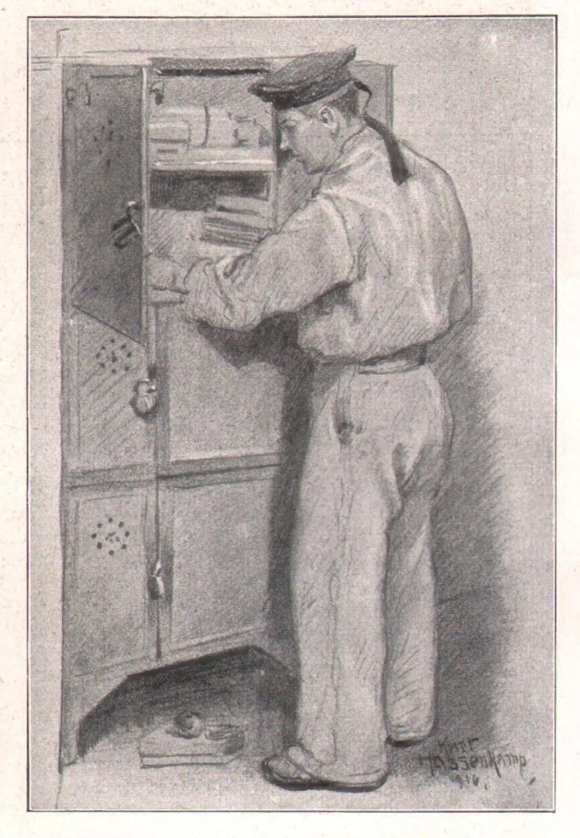
Als die letzten Reste des belgischen Heeres, begleitet von den englischen und französischen Trabanten, auf ihrem Rückzug von Antwerpen aus zur Yser strebten, da näherten sich mit schnellen Schritten deutsche Matrosen der flandrischen Küste. Die reizenden Villenkolonien, die sonst von deutschen Badegästen bevölkert waren, lagen still und verlassen da. Mit der belgischen Kriegserklärung kam die Ausweisung der Deutschen. Jetzt kehrten sie wieder; aber nicht mit dem Blumenstrauß in der Hand. Mit dem aufgepflanzten Bajonett grüßten die Ankommenden, und wiederum sangen sie, aber mit dem Furor teutonicus, das sentimentale deutsche Lied jener Abschiedsstunde: „Wenn i komm, wenn i komm, wenn i wiederum komm . . ."



In der Werkstatt eines Linienschiffs.



Im Maschinenraum.



Matrose an seinem Schrank.

Der Hauptteil der deutschen Marinestreitmacht drang aber zur Yser vor, wo der Feind noch einmal zähen Widerstand leistete. Das Land zwischen Schelde und Yser, das so oft zur Walstatt ward, ist nun auch in diesem Völkerringen Zeuge eines gewaltigen Kampfes geworden. Erst durch die Yserschlacht kam das Yserkampffeld wieder zu Ehren. Ein sonderbares Kampffeld. Und ein ebenso sonderbares Völkergemisch liegt hinter der schützenden Yser auf Lauer. Hier sind die afrikanischen Völker vertreten, die Frankreich zu Hunderten und Tausenden, wie Viehherden, überall da auf die blutigen Triften Flanderns jagt, wo der Tod den deutschen Maschinengewehren am sichersten ist. Ungenannte, ungezählte Söhne der Mutter Afrika. Selbst der französische Bericht zählt diese Horden nicht. Nur verhältnismäßig wenige ziehen das glückliche Los, das glücklichste, welches ihnen blühen kann, in deutsche Gefangenschaft zu geraten.

In einsamen, stillen Stunden blättere ich in meinem Kriegstagebuch. Die Tagebuchblätter sind für mich Dokumente von tragischer Folge. Sie sprechen die Sprache des Heldentums und des Leides, des Schmerzes und der Begeisterung. Sie führen mich zurück in die Schützengräben, in das vom Kampf durchtobte Waldesdickicht, auf das Sturmfeld, in die zerschossenen Häuser der Heckenschützen. Hier stehen Namen, die ich früher kaum vernahm, die man auf der Karte mühsam aufsuchen muß, und die vereint doch einen packenden Ausschnitt aus dem Gemälde der Gegenwart, diesem unermüdlich rollenden Film der Ereignisse, geben. Noch einmal lese ich die Namen: Westende, Lombartzyde, St. Georg. Heute das Ziel von tausend Gedanken, Felder der Erinnerung, mit Kreuzen gefüllt, auf denen Seesoldatenschakos, von der Hand der Kameraden befestigt, im Winde summend und knarrend das letzte Totenlied singen.

Im November 1914 war's. In den Dünen von Westende saß der Feind. Das Korps erwartete den Befehl zum Angriff. Dann kam der Tag, den man in den Annalen der Marine im Felde mit goldenen Lettern eintragen wird. Das Wetter war schauderhaft. Der Regen schüttete nur so, als ob der Himmel kein Erbarmen hätte. Das Wasser stieg in den Gräben immer höher. Wir machten Wasserlöcher, die im Nu voll waren, Schlamm ward geschaufelt, Wasser geschöpft, alles war vergebens, bald standen wir bis an die Knie im Wasser. Endlich kam der Befehl: „Alles zum Sturm bereit!" Und dann: „Marsch! Marsch! Vorwärts! Heraus aus der Deckung!"

In langen Sprüngen stürzt und jagt die Linie hervor und braust wie die wilde Jagd dem Feinde zu. Kleine, graue Wölkchen schickt er entgegen, einen Bleigruß, zischend und surrend. Um die Tschakos fährt es und klatscht gegen Leder und Riemen. Keuchend und dampfend liegen die Schützen und ringen nach Atem. Betäubt ist das Hirn. Dann kommt die Besinnung zurück. Wir liegen am Boden. Am Feuer des Feindes merken wir, daß die Granaten ihn packen und seine Gräben verschütten. Wer bleibt da noch liegen?

Auf! Marsch, marsch! Die feldgraue Linie wälzt sich vorwärts. Die Beine sind lahm; die Arme zerschunden. Am Gaumen brennt die lechzende Zunge. Aber vergessen ist Not, vergessen ist Qual. Heran! Drauflos!

Kolben und Bajonett! Jetzt gibt es Arbeit für euch. Die Fetzen der Dorfmauern bersten, und es kracht das Gebälk. Und wo der flüchtige Feind die Ortschaft verläßt, da tanzen im dämmerigen Lichte die Wölkchen der Schrappnelle zu seinen Häupten einen grinsenden Reigen.

Hurra! Hurra! Hurra! Es rollt — brüllt wie kaum ein menschlicher Schrei. Dem Feinde zerreißt es die Nerven. In wilder Hast stürmt er davon. Läßt Waffen und Gepäck, Tote und Verwundete zurück. Ihm nach rollt das Feuer. Neckisch, lachend und schadenfroh aus den Flinten der Schützen, heulend und fauchend aus den Rohren der Geschütze. In den Dorfgassen aber wimmert sein grausiges Echo. Da schnaufen im Rücken der Schützenlinien die Batterien heran.

Platz, Kamerad! Aus den pulverbemalten Gesichtern der Kanoniere blitzt das Weiße im Auge leuchtend hervor. Jetzt kommt der Siegesschmaus.

Feuer! — Feuer! — Feuer!

Und dann ging es ins Dorf hinein. Mann neben Mann; Lauf neben Lauf! Und im Dorf ist alles ein Trümmerhaufen. Da stehen sie nun, diese grauen Ruinen, die einst eine hochragende Kirche und ein gotischer Bau waren. Einst? Vor Jahrhunderten? Nein, vor Stunden! Aber immer noch haben die Reste eine so hinreißende Wucht, eine so tragische Größe, daß sie wie eine ernste, gewaltige, ungeheure Anklage zum Himmel emporstreben.

Seit jenem Tage ist der Name Lombartzyde im Munde eines jeden deutschen Marineangehörigen. Und er wird wie der Kehrreim eines durch Jahrhunderte fortklingenden deutschen Seemannsliedes weiterleben. Da vorn aber ist jetzt alles Land, soweit es aus dem opalisierendem Brackwasser der Überschwemmungsflut ragt, Schlachtfeld, Ehrenfeld, heiliges Land. Jeder Fußbreit ein Grab, jeder Fußbreit wert, ein eigenes Heldendenkmal zu tragen.

Jetzt halten die Feldgrauen und die Blaujacken im Verein mit den grünen Jägern in den Schützengräben von Nieuport und Lombartzyde bis nach Ypern hin Wacht gegen England und seine Helfershelfer. Und sie wollen nicht und werden nicht dulden, daß die letzten Reste der belgischen Armee, getrieben von Franzosen und englischen Söldnerscharen, wieder hinter der eisernen Mauer hervorbrechen werden. In unermüdlicher Arbeit wurde an der Yser eine Wallburg geschaffen. Jede Düne, jede Insel im Überschwemmungsgebiet ist jetzt eine Festung für sich. Die „Marine mit dem Spaten", die sich von den Brüdern im feldgrauen Gewand nur noch durch die flatternden Mützenbänder unterscheidet, sie ist an Land gegangen und hat ihre vielseitige Verwendungsfähigkeit bewiesen. Der Marineinfanterist und der Marinepionier, sie ergänzen sich einträchtig gegenseitig. Der Weltkrieg mit seinen vielen Überraschungen brachte uns auch die Marine in Feldgrau, deren geistiger Schöpfer der Großadmiral v. Tirpitz war.

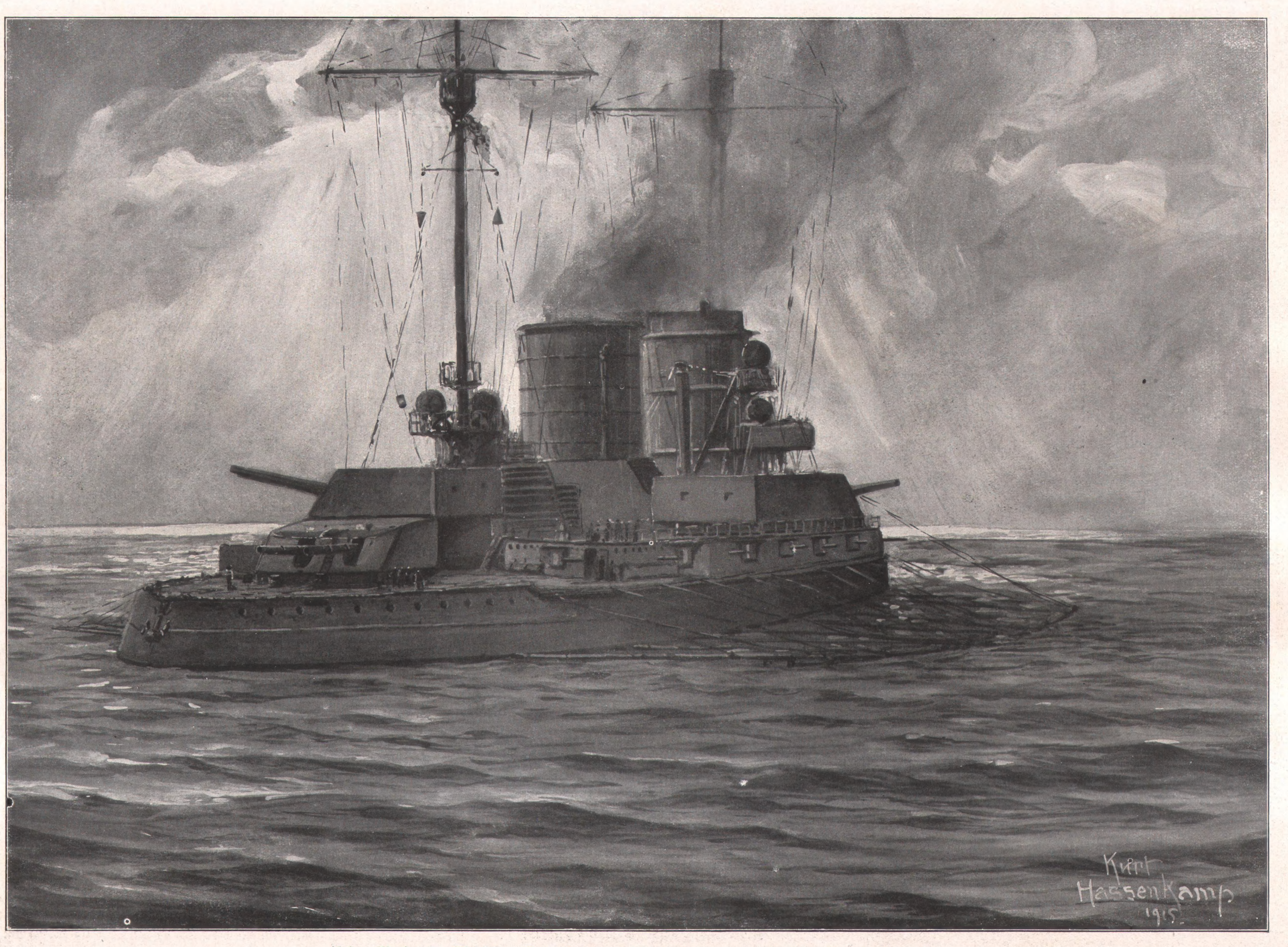
Die Ortschaften hinter der Gefechtslinie zeugen von der Heftigkeit des Kampfes im Ysergebiet und verraten, daß jenseits der Yser ein Gegner liegt, der mit dem Mut der Verzweiflung das letzte Stückchen belgischer Erde verteidigt. Aber die Gerechtigkeit dessen, der sich selbst ehrt, wenn er dem achtungsvollen Gegner so viel Ehre gibt, wie ihm gebührt, muß anerkennen, daß die französische und belgische



Arbeit in der Freizeit.

Unsere Marine im Weltkrieg: Augenblicksbilder von Bord.

Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem zur Flotte zugelassenen Marinemaler Kurt Hassenkamp.



Unsere Marine im Weltkrieg: Panzerkreuzer auf Vorposten mit ausgebrachten Torpedoschutznetzen.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem zur Flotte zugelassenen Marinemaler Kurt Hassenkamp

Ein Zeppelinangriff auf Paris.

Von einem Zeppelin-Offizier.

In der Zeppelin-Halle war ein lebhafter Betrieb. Es sah aus wie ein heilloses Durcheinander, aber jeder wußte, was er zu tun hatte. Der Obersteuermann trat mit den Ergebnissen der Gasmessung zum Kommandanten. Der F.-T.-Offizier kroch im Lederzeug die Gondelleiter herauf zur Funkerbude. „Alles im Schuß", meldete ihm der Unteroffizier vom Apparat herüber, und während er noch alles selbst nachprüfte und seine geheimen Vorschriften und Bücher nachschlug, saß der Navigationsoffizier über seinen letzten Berechnungen und prüfte Bombenabwurf und Ballast.

Der Mittag war in heller Tätigkeit vorbeigegangen. Noch einmal hatten die Leute der Besatzung, fast alles Unteroffiziere mit dem Eisernen Kreuz, sich das warme Essen schmecken lassen, der Truppführer Thermosflaschen holen lassen, in denen sich das Essen zwanzig Stunden warm halten sollte. Der Obersteuermann hatte selbst die nötigen Karten in die Führergondel gebracht und alles, was sonst noch dazu gehörte.

Mit dröhnenden Schritten betrat der Trupp die Halle. Ein Kommando, die Leute standen, ein anderes, und sie verteilten sich im Nu am Schiff. Der Hauptmann stand mit dem Meteorologen, der die letzten Messungen in der Hand hielt, abseits. „Unten vier, oben zehn Meter Wind, Herr Hauptmann." — „Das schadet nichts. Es ist ja Westwind, da gibt's eine schnelle Heimfahrt." Der Erste Offizier trat heran und legte die Hand an den Baschlik, der ihm lang über die Ohren herabhing. „Melde gehorsamst das Schiff klar." — „Also denn los!"

Ein Wink. Der Truppführer am Hallentor, ein blutjunger Ulan, hob den Arm: „Luftschiff aus der Halle! Marsch!" Hunderte von Fäusten schoben das Schiff aus der Halle in die klare Winterluft. Der Kommandant beugte sich aus der Gondeltür, jederzeit bereit, mit einem Befehl einzuspringen, wenn eine Bö das Schiff packen sollte. Aber die Ausfahrt verlief ganz glatt.

„Hintere Katzen ausscheren!" Das Schiff hatte das Ende der Ausfuhrbahn erreicht. Klingend sprangen die Katzen los, das Seil fiel herab, und leicht trieb das Schiffsende ab. „Einschwingen lassen! Loslassen achtern!" Die Bewegung des Schiffes hatte schon wieder aufgehört, der Wind stand ja beinahe in der Hallenrichtung. Nur ganz sachte schwebte der Riesenkahn von einer Seite zur andern, vorn an den Knebelbunden gehalten.

„Achtung, vordere Gondel abwiegen." Die Mannschaften des Gondeltrupps ließen los. Unbeweglich stand das Schiff.

„Vorn leicht schwer", rief der Ulan. Der Kommandant hatte längst zu einem der Ballastzüge gegriffen. Langsam hob sich die vordere Gondel hoch. „Festhalten." Die Leute angelten nach oben und konnten sie gerade noch packen. „Schadet nichts, wenn der Kahn auch ein bißchen leicht ist." Nochmals: „Das ganze Schiff abwiegen." Es klappte alles. Der Ulan stiefelte mit langen Schritten heran und langte nach oben. „Glückab!" Ein herzhafter Händedruck. „Wir haben einen ganz netten Auftrieb", meinte der Hauptmann und nahm die weiße Flagge, die ihm der Steuermann reichte. Er lehnte sich weit über den Bordrand und ließ sie mit ausgestrecktem Arm langsam sinken.

„Achtung! Los!"

Das Schiff stieg hoch, leicht vom Winde zurückgetrieben. Die Menschen unten wurden schnell immer kleiner, die Baracken bekamen ihr oft gesehenes, Spielhäuschen gleichendes Aussehen, nur die Halle ragte in ihrer wuchtigen Masse noch daneben auf. Auch sie sank zurück. 60—70—100 m.

Der Kommandant zog die Glocke des Maschinentelegraphen und stellte den Hebel: Alle Motoren voll voraus! Ein Dröhnen erschütterte das Schiff. Die Propeller, die bisher langsam ihr Rad geschlagen hatten, wirbelten los und rasten mit vollen Touren durch die Luft. Ein schneidender Zug traf den Hauptmann, als er sich nochmals aus der Gondel beugte. Die Halle lag nun schon ein gutes Stück zurück, der Barograph zeigte auf 200—300 m.

„Vorläufig nur bis 1000 m", rief er dem Höhensteuermann zu und hob das Hörrohr ans Ohr. „Hallo", rief er durchs Telephon. „Wie ist die Verständigung — gut? — Lassen Sie die Antenne aus!"

Es war ein wunderbarer Nachmittag, die Sonne stand schon im Westen. Die Erde war klar, die Aussicht nach allen Seiten unbeschränkt. Sie hatten eine kleine Kurve gemacht und waren wieder in der Nähe der Halle.

„Kurs West!" rief der Hauptmann seinem Offizier zu.

Der saß halb auf dem vorderen Bordrand und blickte durch die weiten Zelluloidscheiben nach unten. Vor sich hatte er die Karte ausgebreitet und verglich mit ihr das farbige klare Bild, das wie eine zweite bunte Landkarte ausgebreitet lag. Sie flogen über ein Fort. Wie feine kleine Striche sahen die gewundenen Gräben herauf, zum Greifen klar im Lichte der Wintersonne. Es war eine Lust, heute zu fliegen. Weiß Gott, das Schönste, was es gab. Hell blinkte der Rhein herauf und verlor sich in unendlicher Ferne. Die schroffen Felsen und Berge waren in sich zusammengesunken und lagen im Schnee verhüllt wie das ganze Land. Wie Millionen unendlich kleiner Sternchen blinkten die beschneiten Wälder. Weiter links lag eine große Stadt mit ihren linealgeraden Straßen und Gäßchen, die Menschen und Fuhrwerke wie feine Punkte darin. Ein leichter Dunst hing darüber, der sich nach hinten und rechts über den unendlich zahlreichen Schloten und Schornsteinen der Industriezentren verdichtete. Schon lag der Rhein weit zurück, und wieder fuhr der Luftkreuzer über verschneite Wälder und Berge. Hart backbord stand die Sonne, und hinter ihm her zog über das Land huschend der Schatten des Schiffs.

Blutrot stand die Sonne, jetzt schon dicht über dem Horizont. Es war eine eisige Kälte hier oben, das Thermometer zeigte 15 Grad. Der Leutnant zeigte dem Steuermann, der neben ihm unablässig das Seitensteuer legte, einen Ort in der Kursrichtung zum Kurshalten und trat zum Kartentisch. Die Finger wurden ihm klamm, als er jetzt die Handschuhe auszog und mit Dreieck und Zirkel hantierte. Schnell war der Kurs abgesetzt und der Wind berechnet, er stimmte mit der erhaltenen Messung. Dann zog er rasch den Pelzhandschuh wieder über, steckte die Hände in den Muff und schritt lebhaft in der engen Gondel hin und her.

Der Kommandant zog die Ballastleinen, und wie eine Nebelfahne stürzte das Wasser aus den Luken und verteilte sich im Nu im Luft- und Propellerwirbel zu Millionen Tröpfchen. Mit Sonnenuntergang mußte das Schiff seine kriegsmäßige Höhe erreicht haben und fuhr nun mehrere tausend Meter in der immer mehr zunehmenden Dämmerung. Unten auf der Erde mochte es längst finster sein, hier sah man noch immer einen leichten roten Widerschein der Sonne am Horizont. Die Orientierung war schwieriger geworden. Der Leutnant stand längst wieder vorn neben dem Seitensteuer und schaute nach aufblinkenden Lichtern, die weithin eine Bahnlinie, einen Ort, ein vereinbartes Leuchtsignal kennzeichneten.

Der Summer am Telephon ertönte. Der Kommandant hob den Hörer.

„Hier F.-T.-Offizier. Eben von Cöln Wettermeldung empfangen. Allgemeine Lage unverändert. An der Front zunehmende Bewölkung."

Das war ja ausgezeichnet. So hatte man wenigstens Aussicht, unbemerkt über die Front zu kommen. Der Hauptmann stellte sich selbst an den Bug und schickte den Navigationsoffizier durchs Schiff. Der streifte sich mühsam die dicken Filzstiefel ab, die sie hier alle trugen, und zog den Pelz aus. Schneidend spürte er die Kälte durch die Lederjacke. Das Thermometer zeigte in 3000 m 25 Grad Kälte. Er trat auf die Leiter, eine Klappe hob sich oben, und er kletterte über die Gondelverdachung hoch. Ein scharfer Luftstrom preßte ihn gegen die dünnen Sprossen der Aluminiumleiter. Mühsam stieg er weiter, bis ihn die Ballonhülle vor dem Luftdruck barg. Noch drang hier durch die weiße Bespannung mattes Licht von außen ein, und scharf hoben sich die Umrisse der Träger und die Drähte der Verspannung ab. Seine Behendigkeit im dünnen Lederzeug kam ihm zustatten. Der schmale Laufgang war durch Ballastsäcke und Benzinfässer eingeengt; oft stieß er an die gespannten Drähte, bei deren Berührung selbst durch die dicken Handschuhe die Kälte drang. Er prüfte die Lage der Steuerzüge, die geleerten Wassersäcke, die Abwurfvorrichtung. Stück neben Stück hingen die Bomben zu beiden Seiten des Laufgangs. Er kniete und schraubte mit klammen Händen die Zünder ein. Stück für Stück. Langsam arbeitete er sich weiter nach hinten. Ein dunkler Aufbau erhob sich jetzt, halb in den Laufsteg hereingebaut, ein feiner heller Strahl drang durch einen Ritz des dünnen Blechs. Steif richtete er sich auf und klinkte die Tür auf. Helles Licht badete ihn. Schnell trat er ein und schlug die Tür wieder hinter sich zu. Am Apparat hockte der Funker und verschob die Welle, aufmerksam und gespannt, den Hörer ums Ohr geschnallt. Von einem schmalen Sitzgestell erhob sich der F.-T.-Offizier, bis zu den Füßen dick vermummt, den Baschlik zugeknöpft und noch mit einem dicken Schal umwunden.

„Wie weit, Hans?"

Der Eingetretene war noch geblendet. Blinzelnd nahm er die Hand von den Augen. „Wir müssen bald über der Front sein. Vielleicht in einer halben Stunde. Hast du was Neues?"

„Eben habe ich den französischen Tagesbericht vom Eiffelturm aufgenommen." Er legte den Bleistift aus der Hand und reichte ihm ein Blatt. „Nichts von Belang. Sie melden kleine Patrouillenunternehmungen und einen abgeschossenen Flieger. Daß wir heute nacht kommen, lassen sie sich natürlich nicht träumen."

„Keine Störung?" — „Nein, alles klar."

Der andere steckte das Blatt ein. „Schalte einen Augenblick aus, wir sind dicht an der Front." Der auf dem Sitzgestell legte die Hand zur Seite und schaltete durch einen Druck das Licht aus. Der Erste Offizier schob sich vorsichtig tastend durch die Tür und verschloß sie von außen wieder sorgfältig. Hier war es viel dunkler geworden. Zuerst erkannte er gar nichts. Schummerig hoben sich allmählich die Träger ab. Hier und dort zeigten kleine Leuchtzeiger ihm mit mattem Schimmer den Weg. Ächzend knirschte das Schiff in allen Nieten, und er spürte im Fuß, wie es sich stampfend hob und senkte. Da mußten doch Böen aufgewacht sein.

Ein kleiner runder mattgrüner Streif lag auf dem Schiff, eine dunkle Masse ihm im Weg. Er schaltete seine Lampe ein, die, mit Seidenpapier abgeblendet, ihm ebenso matt einen Körper zeigte, der lang auf dem Laufgang ausgestreckt lag. Ein Maschinist, der an einer Benzinleitung bastelte. Wahrscheinlich war der Hahn nicht dicht. Das konnte gefährlich werden in dem mit hochgradig feuergefährlichen Gasen gefüllten Schiff und der mit hochgespanntem explosiven Druck arbeitenden Maschine darunter. Abgesehen davon, daß sie jeden Tropfen des kostbaren Betriebsmittels brauchten, das knapp genug abgemessen war, damit man möglichst viele Bomben mitnehmen konnte; wer weiß, was alles womöglich die Rückfahrt erschwerte. Vorsichtig stieg er über den Mann weg. Ein einziger Tritt daneben, und die Bespannung zerriß, er mußte hinabstürzen. Der Lärm der Motoren wurde geräuschvoller, erschütternd. Er hatte jetzt die Luke erreicht, von der dieselbe dünne Blechleiter wie vorn in die Hintergondel führte. Vorsichtig stieg er herunter, die steifen Finger um die scharfkantigen Sprossen. Wieder faßte ihn ein rasender Luftstrom, wie er aus der Hülle herauskletterte. Tastend schob er die Füße herab, und bald nahm ihn die schützende Bedachung der Maschinengondel auf. Gebückt trat ihm der Fahringenieur entgegen und verständigte ihn, daß alles in Ordnung war. Die Maschinisten kauerten, zum Teil lang ausgestreckt, neben ihren Maschinen und ließen den Blick nicht von den stampfenden Ventilen, die Ölkanne in der Hand. Ab und zu streiften sie die Handschuhe ab und betasteten die einzelnen Zylinder. Es war hier bedeutend wärmer als in der Führergondel. Der Offizier beugte sich zu dem nächsten Maschinisten herab und schrie ihm das Wort „Front" in die Ohren, aber das Stampfen und Brüllen der Motoren zerfetzte ihm das Wort aus dem Mund. Doch jener hatte anscheinend verstanden, was der Leutnant meinte. Ein kurzes verständnisvolles Aufblitzen in seinen Augen, und schon senkte er wieder den Kopf und führte von neuem die Hand an die Maschine. Ein leises Kopfschütteln, er schob die Ölkanne weg und kroch fast unter den Motor; sein für das Lärmen der Maschine unendlich feines Ohr schien eine kleine Unregelmäßigkeit gefunden zu haben. Er langte mit der Hand nach unten und zog sie ölbeschmutzt zurück, aber der Schaden war schon beseitigt, das Ventil reguliert. Ein Nicken zeigte dem gespannt auf ihn Herabsehenden, daß alles wieder in Ordnung war.

Der Offizier kroch aus dem zerschmetternden Lärmen den mühseligen Weg zurück zur Führergondel, die, von dem vorderen Maschinenraum durch eine Wand getrennt, eine Verständigung ermöglichte. Er meldete dem Kommandanten, der nur nach unten zeigte. Graue Wolkenfetzen zogen unten vorbei und ließen hin und wieder einen Ausblick nach der Tiefe.

Wie ein feuriges Band schlängelte es sich unter ihnen hin. Kurzes Aufblitzen von Raketen, Abschüsse, deutliche sichtbare Einschläge, die für einen Augenblick den Umkreis erhellten, und immer wieder aufsteigende und zerplatzende Leuchtfeuer. Der Lärm der Geschütze, die dort unten in ununterbrochener Heftigkeit rollten, wurde hier oben durch das Motorengeräusch verschlungen.

Das war die Front.

Die dort unten im ständigen gegenseitigen Feuer ahnten nicht, daß jetzt über ihnen ein Zeppelin mitten ins Herz des feindlichen Landes fuhr, dessen Dröhnen sie im

Krachen der Schrapnelle und Minen nicht vernehmen konnten, und von dessen Nähe nicht der geringste Lichtschimmer ihnen etwas verriet. Der Kommandant hatte nur noch die grün abgeblendete Lampe über dem Kartentisch eingeschaltet, die einen matten Kreis auf die Karte warf. Er legte Zirkel und Dreieck aus der Hand.

„Der Wind hat sich gedreht, er kommt mehr aus Süden. Wir scheinen uns dem Rand eines neuen Tiefs zu nähern. Gut, daß wir heute gefahren sind, morgen wird's wieder nichts mehr."

Wieder surrte der Summer am Telephon. „Hier F.-T.-Station. Herr Hauptmann, soeben ein Warnungstelegramm aufgenommen. Von der Ostseeküste Sturmwarnung." — „Verwünscht. Das fehlte gerade noch." Er läutete den Fahringenieur an. „Hallo — hier Kommandant. Werden die Motoren durchhalten? Es wird eine schwierige Fahrt." — „Jawohl, Herr Hauptmann. Die Maschinen sind in Ordnung. Ich denke bestimmt." — „Gut." Er hängte den Hörer an, und das Licht der Schaltung erlosch.

Die Orientierung nach der Erde wurde immer schwieriger. Nur hin und wieder ließen die Wolken, die sich immer mehr verdichteten, einen Blick frei nach unten. Nur hin und wieder kennzeichneten abgeblendete Lichter eine Bahnstation, einen Ort. Das Schiff fuhr jetzt nur nach dem abgesetzten Kurs.

Der Navigationsoffizier biß die Zähne zusammen. Wenn jetzt anderer Wind aufkam und sie versetzte, womöglich wieder hinter die Front oder in den Kanal. Aber es mußte gewagt werden, und er legte sich über den Bordrand und spähte nach unten.

Sie fuhren mehrere Stunden lang, teils über Wolken, teils über dunkles Land. Wenn irgend etwas zu unterscheiden war, eine Flußbiegung, der matte Schimmer einer Ortschaft, wurde die Karte abgesucht, und man glaubte es meist nach ihr zu erkennen. Es war schwierig und anstrengend, aber die Augen hatten sich in der Dunkelheit geweitet und griffen gierig ins Finstere hinein. Es war in der Gondel völlig dunkel. Nur an den Instrumenten am Höhensteuer und auf dem Zeiger am Kompaß schimmerten die Radiumstriche. Und dabei grub sich die Eiseskälte immer tiefer ins Pelzwerk. In der Gondel war es still, gedämpft dröhnten die Maschinen, und finster und drohend raste das Schiff wie ein dunkles riesiges Verhängnis durch die Luft.

Der Kommandant sah auf die Uhr. Wenn sich kein Wind aufgemacht hatte, mußten sie ihrer Berechnung nach jetzt dicht am Ziele sein. Ein weiter Wolkenschleier lag unter ihnen. Wie sollten sie ihr Ziel finden?

Die Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Da, hart steuerbord! Beinahe hätte er vor Freude laut geschrien. Auf der Wolkendecke unter ihnen schob sich ein kreisrunder heller Fleck hin und her. Das konnten nur Scheinwerfer der Forts um Paris sein. Weiß Gott, so verrieten sie sich wieder einmal durch ihre eigene Angst. Er winkte dem Obersteuermann hart Tiefensteuer. Die Wolken lagen sehr hoch und dünn, er stieß hindurch und sah neben sich zur Rechten den rötlichen Dunstschimmer der riesigen Weltstadt. Planmäßig huschten hin und her wie Fühler einer Riesenspinne die Kegel der Scheinwerfer.

„Steuerbord! Höhensteuer!"

Sie bogen nach rechts ab und mitten auf den Dunst zu. Wolkenfetzen flogen wie leise Schimmer an ihnen vorüber. Sie blieben hart unter ihnen, jederzeit bereit, im Wolkenmeer unterzutauchen. Etwas Günstigeres gab es ja gar nicht für sie.

Ein Scheinwerfer kam ihnen in bedenkliche Nähe. Ein Augenblick atemloser Spannung: Wird er uns entdecken? Dann geht die Hölle unten los, und wir müssen die Bomben schließlich herunterwerfen, ohne uns lange das Ziel ausgesucht zu haben. Aber er fuhr zurück, und der Lichtkegel erlosch, sich zur Erde senkend, jedoch nicht, ohne vorher dort ein taghelles Bild gezeichnet zu haben. Den Bruchteil einer Sekunde nur, aber es genügte, um eine unabsehbare Menge von Schuppen und Gleisanlagen zu erkennen. Es mußte ein großes Munitionsdepot gewesen sein.

Im Nu stand der Erste Offizier am Steuerrad und riß es nach Backbord auf die eben geschaute Stelle. Seine Augen bohrten sich gleichsam ins Dunkel.

Der Kommandant hob die Hand und schob einen Hebel. Dutzende winziger bunter Glühwürmchen flammten auf. Jetzt! Er drückte einen Knopf. Das Lämpchen erlosch. Eins — zwei — einen zweiten Knopf — wieder zwei Sekunden Pause — einen dritten.

Herrgott, was war das? Hatte die Abwurfvorrichtung versagt? Waren die Bomben blind gefallen? Die Sekunden dehnten sich zu Ewigkeiten. Donnerwetter, eine jähe Wut packte ihn, sollte die Fahrt vergeblich bleiben? Wo man das Ziel erreicht und so selten günstig unter sich hatte. Die Stille lastete lähmend auf ihnen, noch immer war unten nichts zu merken.

Da — ein Aufblitzen, ein zweites und drittes fast zusammen. Die Füße verloren beinahe ihren Halt; das Schiff, das in Tausenden von Metern über seinem Ziele dahinfuhr, machte einen ungeheuren Satz nach oben, und donnernd übertönte der Krach der Explosionen von unten her das Propellerdröhnen. Das Feuer erlosch nicht, wurde breiter, Garben sprühten in die Luft, ein Feuer ging fast augenblicklich hoch, und das Knattern fortgesetzter Explosionen erfüllte die Nacht.

Gott sei Dank! das hatte sein Ziel getroffen. Ihr Blick hatte sie nicht getäuscht, ein ungeheures Munitionsdepot ging da unten hoch. Und im Augenblick war die Luft nur ein Lichtermeer. Die weißen Finger unzähliger Scheinwerfer fuhren durch die Wolken. Es war, als wäre ganz Paris durch diesen einzigen Schlag im Nu geweckt worden. Überall sprühten die Schrapnelle auseinander, krachten die Detonationen.

Nicht zwei Minuten waren nach dem Abwurf der ersten Bombe vergangen, und schon hatte ein Scheinwerfer das Schiff gefaßt. Die Männer schlossen in jähem Schmerz die Augen. Taghell wurde es in der Gondel. Die kleinsten Buchstaben auf der Karte waren zu lesen, die winzigsten Winkel hell erleuchtet. Und im Nu angelten sich die anderen Lichter herbei und faßten das Schiff mit ihren blitzenden Fingern.

„Kurs Nordost, Höhensteuer!" Das Schiff lag im Winde und raste mit seiner Höchstgeschwindigkeit durch die Luft, festgehalten von den Scheinwerfern. Hinten und vorn, links und rechts lagen die Schrapnellwolken wie Wattetupfen.

Bumm — das mußte ganz in der Nähe gewesen sein. Wieder — bumm. — Jetzt hatten sie ihn gefaßt. Wenn sie nun nicht gleich in die Wolken kamen, waren sie verloren. Ein weißlicher Schleier am Bug. Waren es Detonationen, waren es Wolken? Im Nu war das Schiff im Nebel. Das war gerade zur rechten Zeit.

Der Navigationsoffizier ließ das Seitensteuer los und griff ins Höhensteuer. Jetzt um's Himmels willen nicht mehr steigen, das konnte sich schwer rächen bei der Landung. Ob sie nun ein paar hundert Meter höher oder tiefer fuhren, das machte nichts aus. Der Feind streute doch noch weit höher die Luft ab.

Huiii ... die Schufte schießen mit Brandgranaten! Zischend kam ein langer feuriger Strahl durch die Wolken. Er trifft, er mußte treffen — Huiii ... wieder und wieder. Aber der Nebel täuschte. Es schien unmittelbar am Schiff vorbeizufahren, sie hielten den Atem an, jeden Augenblick mußte es einen Knall geben und sie brennend abstürzen. Aber es geschah nichts. —

Der Kommandant stand am Abwurfschalter und drückte einen Knopf nach dem andern. Ein Flämmchen nach dem andern erlosch, eine Bombe nach der andern raste ihren verderbenbringenden Sturz nach unten.

Wie lange sie im Lichte der Scheinwerfer, die selbst durch die dünne Wolkenschicht die Gondel gefaßt hielten, gefahren waren, wußten sie nicht. Die Bomben waren längst abgeworfen; noch immer arbeiteten die Motoren in gleichmäßigem Dröhnen, bebte und knirschte das Schiff im Schall der Detonationen. Allmählich ließen die Lichter nach. Ein Scheinwerfer nach dem andern wurde matter, huschte noch ein paarmal durch die Luft und kehrte zu seinem Ausgangspunkt zurück. Es wurde unsichtiger in der Gondel, und mit einem Schlage lastete die Dunkelheit wieder auf ihr. Erleichtert atmeten sie auf. Das war wieder einmal haarscharf gegangen. Tiefensteuer. Das Schiff stieß von neuem nach unten. Da lag hinter ihnen mehr zur Rechten Paris, kenntlich allein durch das Fingern der Scheinwerfer und eine dunkelbraune Röte, die in den Wolken einen breiten Streifen zog. Noch immer stieg ein Flammenmeer hinauf, blitzten Explosionen auf und sprühten entzündete Raketen und Leuchtmunition. Ein schaurig schöner Anblick, die huschenden Lichtkegel, noch immer ziellos aufblitzende Schrapnelle, Brandgranaten und an unzähligen Stellen, wie eine Linie von halb rechts zum Heck des Schiffes verlaufend, die Brunst schwelenden Feuers.

„Herr Hauptmann, da stimmt etwas nicht." Der Leutnant schob Zirkel und Dreieck auf der Karte. „Der Wind hat sich wieder geändert. Wir haben mehr Südost, und das ziemlich stark." Die Offiziere beugten sich über den Tisch und schauten in den grünlichen Kreis der Navigationslampe. Sie prüften den Kurs und die Berechnung. Der Wind hatte sich tatsächlich gedreht, ungünstiger, und kam mit größerer Geschwindigkeit.

„Höhensteuer. 40 Grad mehr Steuerbord!"

Die Verschlußklappe nach oben hob sich. Ein Paar Füße wurden sichtbar. Lederbeine. Ein dickvermummter Kopf. Der Fahringenieur. „Der Reservebenzintank ist angeschossen und ausgelaufen!" meldete er. „Sonst scheinbar nur kleine Treffer an der . . ten Zelle." — „Dann lassen Sie den H-Motor ausfallen, so können wir Benzin sparen. Die Maschinen in Ordnung?" — „Nach wie vor."

Wieder blinkten zur Seite Scheinwerfer auf, auch vorn. Die Abwehrbatterien im ganzen Land waren mobil und suchten nach dem Feind. „Lassen Sie die Zellen noch mal gründlich absuchen. Ich werde noch eine Zeitlang tiefer fahren, damit sie unprall bleiben und Sie herankönnen. Und wenn alles im Lot, fahren wir über den Kanal nach Hause. Da drüben ist ja der Teufel los. Sehen Sie!"

Nach Osten zu war der Himmel hell. Die Scheinwerfer der ganzen Front suchten in den Ortschaften und an den Flußläufen, wo die Franzosen die meisten Abwehrbatterien aufgestellt hatten, in der Meinung, daß Flußläufe die sicherste Orientierung bei Nacht bieten. Und dann schwirrten zahlreich wie die Sterne unendlich weit unendlich kleine rote Pünktchen hin und her, die feindlichen Flieger, die Sperre zu legen versuchten.

Das Schiff fuhr wieder mit dem Winde nach Norden. Größere Beschädigungen in Stoff und Zellen waren nicht zu finden. Es ging wieder hoch und fuhr über der Wolkenschicht, die bald jede Aussicht zur Erde sperrte, aber auch den Scheinwerfern ihr Ziel entzog.

Wieder vergingen Stunden in stockdunkler Finsternis. Eine Orientierung war unmöglich. Der Navigationsoffizier stellte sich ans Höhensteuer, der Steuermann wärmte die trotz der Pelzhandschuhe verklammten Hände und nahm aus der Thermosflasche einen heißen Trunk. Wie wohl das tat! Die Temperatur war hier oben jetzt um eine Kleinigkeit gestiegen, ein schlechtes Zeichen, aber durch das lange Stehen an einem Fleck drang die Kälte einem doch in die Knochen. Er streckte die steifen Beine und merkte mit einem Male, wie entsetzlich müde er geworden war.

„Wir müssen doch endlich sehen, wo wir sind", meinte der Hauptmann und gab den Befehl zum Niedergehen. Wieder umfing sie die flaumige Wolkenhülle. Sie hing schon recht tief. Finsternis starrte ihnen entgegen, als sie aus ihr heraustauchten, und mittendurch zeichnete sich ein zackiger weißlicher Streifen ab. Links davon einige rote Pünktchen wie die Glieder einer langen Kette.

Das war der Kanal, erkenntlich an seiner Brandung, und die roten Pünktchen waren Feuer von Schiffen, durch deren Schornsteine sie in den Kessel herabsahen. Fast zu nahe waren sie der Erde gekommen, man mußte unten den Lärm der Motoren gehört haben. Wieder blitzten Scheinwerfer auf, und schon hatten sie das Schiff wieder im Lichtkegel. Wieder kamen die Brandgeschosse und Schrapnelle.

„Höhensteuer. Kurs 90 Grad!"

Das Schiff verschwand in den Wolken und stieß nach einer Viertelstunde wieder nach unten. Die Brandung lag hart steuerbord, und der Scheinwerfer an Land weit zurück. Der Wind hier unten schien also nachgelassen zu haben, und so tauchten sie wieder in die Wolken und fuhren in ihrem Schutz mit östlichem Kurs.

Sie nahmen alle der Reihe nach einen kleinen Happen und tranken einen warmen Schluck. Das Schwerste war dahinten, jetzt galt's nur, das Schiff heil zurückzubringen.

„Legen Sie sich ein Viertelstündchen hin", befahl der Kommandant seinem jungen Offizier. „Dann können Sie mich ablösen." Und schon lag der Leutnant lang auf dem Boden der Gondel und schlief trotz des Dröhnens und Zitterns der dünnen Blechwände und der Kälte. Der Kommandant stand jetzt selbst am Höhensteuer, um sich wach zu erhalten, und der Obersteuermann starrte mit müden Augen über Bord.

Sie mußten jetzt ungefähr in Höhe der holländischen Küste sein. Der Hauptmann gab Tiefensteuer und das Rad dem Steuermann. Beide Offiziere standen am Bordrand und sahen hinaus und auf den Barographen. „800 m!" kündete der, „600 — 400 m — halt, Höhensteuer!" Eine Orientierung war unmöglich, und noch tiefer zu gehen, unverantwortlich, denn man war über Land; so fuhr man mit der größten Wahrscheinlichkeit auf einen Berg, bei der rasenden Fahrt des Schiffes war das gleichbedeutend mit Vernichtung. Und fuhr man über See, so standen womöglich gerade ein paar Hilfskreuzer unten und funkten einem aus nächster Nähe die Brandbomben ins Schiff.

Das Schiff fuhr weiter seinen Kurs, noch immer mit nur zwei Maschinen. Der Fahringenieur erschien wieder in der Vordergondel. „Der B-Motor setzt aus, ein Ventilhahn gebrochen. In einer halben Stunde ist er wieder klar." — Der Kommandant zog die Leine des Maschinentelegraphen: „H-Motor voll voraus! — Wieviel Betriebsstoff ist noch an Bord?" — „Noch ungefähr 1200 Liter, Herr Hauptmann!" — „Viel ja gerade nicht, aber ich denke, es wird reichen. Gut, daß wir gespart haben."

Wieder erschienen ein Paar Beine an der Leiter. Diesmal war es der Navigationsoffizier, der auf der Karte die Stelle bezeichnete, wo das Schiff sich befand. Auf hoher See, ungefähr in der Höhe der belgischen Küste. Wieder rechneten Hauptmann und Leutnant am Navigationstisch, kroch mühselig der andere in die F.-T.-Bude und der Fahringenieur in die hintere Gondel. Mit neuem Kurs wandte der Luftriese seine Nase gegen den Wind.



In Erwartung des Angriffs.



Blick auf Torbole am Gardasee.

Arco bei Riva.



Offiziere beobachten die Bewegungen der Italiener.

Der Krieg gegen Italien: An der österreichisch-ungarischen Front in Südtirol. (Nach photographischen Aufnahmen von Wilhelm Müller, Bozen.)



Der Krieg mit Italien: Verwundeten-Sammelstelle an der Isonzofront. Nach einer Zeichnung des auf dem



… italienischen Kriegsschauplatz zugelassenen Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Richard Aßmann.

„Wir werden gerade noch bei Dunkelheit bei Gent durch die Fliegersperre kommen," meinte der Hauptmann, „es trifft sich gut."

Allmählich wurde die Wolkendecke dünner, löste sich auseinander, und das Schiff fuhr bald im Nebel, bald mit Aussicht zum Boden. Zeitweilig konnten sie deutlich die Küste und das Blinkfeuer von O. erkennen. Aber schon stand eine neue Wolkenwand im Süden. R-r-r, der Summer des Telephons von der Plattform.

„Zwei Flieger in Sicht. Hart backbord." Und schon schrillte der Telegraph von achtern: „Flieger hart steuerbord!" — „Da haben wir's. — Feuer eröffnen!" rief der Hauptmann in die Apparate. „— C. Sie gehen sofort mit auf die Plattform!"

Der Funkeroffizier war bereits orientiert. Im Nu hatte er die dicken Pelze abgestreift und kletterte den Schacht zum Maschinengewehrstand hoch. Auch der Navigationsoffizier hatte das eine Maschinengewehr der Vordergondel geladen.

Tack, tack, tack . . . knatterten die Schüsse los. Mit Riesengeschwindigkeit näherten sich vorn backbord dem Schiff zwei leuchtende Punkte. Tack, tack, tack . . . im Nu war der eine vorbeigeschossen. Eine leuchtende Kugel fuhr auf das Schiff zu, zerplatzte in Dutzende roter Funken; die tänzelten und wurden vom Luftstrom nach hinten weggerissen. Zu kurz. —

„Schweinehund verfluchter" — Ladehemmung —. Der Leutnant riß die Handschuhe ab — der Zugwind riß sie von der Plattform, er achtete nicht darauf — der Verschluß flog auf, ein paar schnelle Griffe, und das Gewehr schoß wie vorher. Der zweite Punkt kam näher, mehr von der Seite. Schätzungsweise hundert Meter. — Schon hörte er den Propeller. — Im nächsten Augenblick mußten seine Bomben fallen, da plötzlich ein Ruck, der Funken schlug einen Kreis und sauste senkrecht nach unten.

„Getroffen!" Die beiden, der Leutnant und der Mann an ihren Maschinengewehren, schrien es in den Wind. Sie merkten nicht, wie die Kälte ihnen durchs Zeug fuhr. Der erste Flieger war umgebogen und kam nun von steuerbord dem Schiffe nach.

Tack, tack, tack . . .

Kurz vor dem Schiffe bog er ab, mochte er getroffen sein, mochte er sich nicht getrauen, näher heranzukommen. Wieder flog seine Leuchtrakete, wieder zerflatterte sie zu kurz. Ein drittes Mal kam er nicht mehr auf Schußweite. Der Steuermann hatte mit einer geschickten Schwenkung das Schiff in die Wolkenbank getaucht, und ihm dorthin nachzufolgen, wäre Selbstmord gewesen. Noch einmal fuhr ein feuriger Strich senkrecht am Schiff vorbei, es mochte die Bombe des Fliegers sein, den die Maschinengewehre des Hecks beschossen hatten.

„B-Motor fertig", meldete das Telephon der hinteren Gondel.

„B-Motor voll voraus"!



Generaloberst Remus v. Woyrsch, Führer einer Armee auf dem östlichen Kriegsschauplatz, feiert am 4. Februar seinen 70. Geburtstag.

Im Felde nach dem Leben gezeichnet von Professor Arnold Busch. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

(Biographie s. S. 162.)

Der F.-T.-Offizier kletterte zurück in seine Kabine und sandte das chiffrierte Telegramm: „Paris erfolgreich angegriffen, Wirkung einwandfrei festgestellt. Auf Heimfahrt einen Flieger abgeschossen."

Der Nebel wurde ganz allmählich lichter.

„Wir müssen jetzt über der Eifel sein?" meinte der Kommandant. In überaus kurzer Zeit war die Antwort da. Man fuhr in der Gegend von Aachen. Cöln gab eine Wettermeldung, heranrückendes Tief von Nordwest. Auffrischende Winde.

Der Kommandant befahl neuen Kurs. Wenn alles stimmte, war man in einer reichlichen Stunde zu Hause. Noch war es sehr dämmerig, sie fuhren jetzt wieder über den Wolken. Noch einmal schnurrte der Summer:

„Hier Plattform, Flieger voraus!" Und von achtern: „Heckmunition verschossen!"

„Himmeldonnerwetter" . . . Sollten die Kerls wahrhaftig es wagen, ihre Sperre bis hierher zu legen? Der Navigationsoffizier kletterte diesmal hoch. Wie er aus dem Schacht hervortauchte, fuhr ihm der eisige Wind entgegen. Der Schütze richtete gerade sein Gewehr.

„Wir haben nur noch zwei Patronenrahmen, Herr Leutnant!"

Das Licht kam nur langsam näher, es schien sehr klein. Beide Gewehre waren gespannt, gerichtet — nur noch warten, bis die Umrisse aus dem Düstern hervortraten. Was war das? — Jetzt tauchte ein runder kleiner Ballon hart am Schiffsrumpf auf — war im Nu vorbei — geriet in die Wirbel der Heckpropeller und flatterte ringsum. Der Leutnant schlug eine helle Lache an: „Wissen Sie, was das war?" Auch der Mann lachte und kroch mit steifen verfrorenen Gliedern wieder in den Windschutz zurück. Jetzt war ja nichts mehr zu erwarten.

Klappernd vor Frost, turnte der Offizier die dünnen Stäbchen, die vor Kälte stachen, im Laufschacht herunter und fuhr in der Gondel zunächst in seinen Pelz. Dann meldete er: „Wir haben die elektrische Batterie eines Pilotballons verkannt!"

„Na, wissen Sie, gerade zu guter Letzt noch so schuftig runterzukommen, wäre auch nicht gerade das Richtige," erwiderte der Kommandant und hielt ihm ein Blatt entgegen: „Das hat der Funker soeben aufgenommen."

Es war eine drahtlose Meldung des Eiffelturms: „Heute nacht versuchte ein Zeppelin Vorstädte von Paris mit Bomben zu belegen. Er wurde durch Abwehrfeuer und Flieger zum Ausbiegen nach Westen gezwungen. Vermutlich ist er auf die See abgetrieben. Die Bomben fielen zum größten Teil in einen Garten, eine Frau und ein Kind wurden getötet. Der Sachschaden ist nur gering."

Es war heller geworden. Der Osten färbte sich allmählich violett und rosig, und über purpur glühenden Wolken stieg die Sonnenscheibe hervor. Die Wolken strahlten wie in Licht gebadet und zeigten tiefblaue Schatten. Doch darauf zu achten, war keine Zeit.

„Antenne ein!"

Man mußte sich in der nächsten Nähe des Heimatshafens befinden. Der Kommandant gab den Befehl, durch die Wolkendecke zu stoßen. Der Steuermann legte das Tiefensteuer, das Schiff stand schief, das Heck nach oben, so daß die Männer in den Gondeln nach einem Halt greifen mußten. Weißlicher Wolkenschaum umhüllte die Spitze, das ganze Schiff, und bald war es in dichte Dämmerung getaucht. Das Barometer zeigte 1800 — 1400 — 1000 — 600 Meter. Der Kommandant rückte am Hebel des Maschinentelegraphen — Halbe Kraft! — 500 Meter — 400 Meter — 350 Meter. — Das Schiff hatte an Fahrt verloren und sank nur noch ganz langsam, es war tadellos ausgewogen. 300 — 280 Meter — ein leichter Schein drang herein, allmählich wurde es heller, 250 Meter, — jetzt war's nur noch ein leichter Nebel, aller Augen bohrten sich hinein, das Höhensteuer war längst zurückgelegt. — 200 Meter. — Die Sicht nach unten war frei, wenn auch sehr diesig: Freies Land und mittendurch eine große Bahnstrecke.

„Steuern Sie die Strecke entlang!"

Die Offiziere lehnten über Bord. Die Doppelgläser in der Hand. Das Reichskursbuch lag auf dem Tisch. Sie waren kaum zehn Minuten gefahren und erreichten einen größeren Ort.

„Biegen Sie etwas backbord aus, daß man den Namen lesen kann!"

Dicht über dem Städtchen fuhren sie hin. Die Kinder strömten aus der Schule und winkten mit Mützen und Taschentüchern herauf. Alles blieb auf der Straße stehen, dort winkte sogar ein Regenschirm. Ein unwillkürlicher Blick durch die Zelluloidscheiben: Wahrhaftig, vom Bug des Schiffes tropfte der Regen!

Der Leutnant hob das Glas nach vorn, ohne nach dem Bahnhofsnamen gesucht zu haben: „Das ist N., Herr Hauptmann. Und dort drüben ist die Halle." Langsam, grau löste sich der mächtige Schatten aus der diesigen Luft. Wie ein Winkel stand unten der Landungstrupp.

„Hart steuerbord. Tief die Nase!"

Der Hauptmann warf selbst die Landungsflagge über Bord.



Der Krieg gegen Rumänien: Der deutsche Vormarsch auf Bukarest auf der Hauptstraße von Gaesti im Dezember 1916.

Nach einer Zeichnung des auf dem rumänischen Kriegsschauplatz weilenden Mitarbeiters der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Albert Reich.

Zum siebzigsten Geburtstag des Generaloberſten Remus v. Woyrſch.

Von Walther Stein, Herzfelde-Berlin. (Hierzu das Bildnis des Jubilars auf Seite 160.)

Das deutſche Volk durfte in den Sturmjahren des Weltkrieges in reichſtem Maße an ſich des Dichters Wort erfahren, daß der Krieg die Kraft erſcheinen läßt und alles zum Ungemeinen erhebt. Auf allen Gebieten ſeines inneren und äußeren Lebens ſah es je mehr und mehr ſeine Kräfte angeregt, entwickelt und zur lebendigſten Wirkung zuſammengefaßt. Was ſich ſelbſt nicht ſtark und würdig hielt zum todestrotzigen Schwertergreifen, das iſt in dieſer Stunde längſt eingereiht in die gewaltige Kraftentwicklung, mit der das ganze deutſche Volk den Sturm der Vernichtung abzuwehren und ſich auf der brandenden Völkerwoge zu behaupten entſchloſſen iſt. Und wie es ſelbſt in allen Gliedern und Ständen erweckt wurde zum Dienſt am Vaterlande, ſo ſind auch ſeine Führer aus Oſt und Weſt, aus Süd und Nord, aus Adel und Bürgertum, aus Front und Ruheſitz durch ihres Oberſten Kriegsherrn Ruf vor die große Aufgabe der Landesverteidigung und des Angriffs geſtellt worden.

Von dem hohen Adel der Geſinnung, der unſere Heerführer bei Übernahme der erſten Kommandoſtellen leitete, gibt ein Wort des Generaloberſten Remus v. Woyrſch Zeugnis, mit dem er zu Kriegsbeginn die blutige Kräfteauseinanderſetzung Europas grüßte: „Wir brauchen ſchwer errungenen Sieg, der erſt läutert ein Volk." Der ruhmreiche Feldherr, mit dem dieſe Zeilen ſich beſchäftigen, ſieht in jener furchtbaren Entladung aller phyſiſchen und pſychiſchen Kräfte eines Volkes das Mittel in den Händen einer höheren Pädagogik, aus Wohlleben, Selbſtſucht und Schlaffheit emporzuführen zu Einfachheit, Opferſinn und Kraft; ihm iſt das rauhe Handwerk der Waffen ein aus ewigen Quellen geſpeiſtes Bad der Wiedergeburt ſeines Volkes. Es iſt gewiß nichts Zufälliges, daß jene Männer, die das Volk der Dichter und Denker von Sieg zu Sieg geführt haben und noch heute führen, auf einer ſo hohen Warte der Weltanſchauung ſtehen. Immer wieder tritt ſichtlich in die Erſcheinung, daß Deutſchlands Sieg über ſeine Feinde keineswegs herausgewachſen wird aus der robuſten phyſiſchen Veranlagung eines mit kriegeriſchen Neigungen erfüllten Volkes, ſondern daß der Sieg unſerer Fahnen ein Sieg der deutſchen Seele iſt, ein Sieg des ewig grünenden deutſchen Idealismus, des unverlöſchbaren Glaubens, daß Deutſchland nicht untergehen kann, ehe es ſeine hohe Weltmiſſion im Rat der Völker erfüllt hat.

Als Siebzigjähriger wird am 4. Februar Generaloberſt v. Woyrſch inmitten ſeiner Truppen in Feindesland ein reiches, köſtliches und für Kaiſer und Reich hochbedeutſames Soldatenleben überſchauen können. Seine Wiege ſtand in Schleſien, dem er in dieſem Weltkrieg ein kraftvoller Schützer gegen den Anſturm ruſſiſcher Horden werden ſollte. Hier iſt er 1847 auf Schloß Pilsnitz bei Breslau als des Rittergutsbeſitzers Wirklichen Geheimen Rats v. Woyrſch Sohn geboren. Nach Beſuch des Gymnaſiums trat im Kriegsjahr 1866 der Neunzehnjährige als Fahnenjunker ins Heer, dem er, einer ſtarken Neigung folgend, als Berufsſoldat angehören wollte, und in deſſen Reihen er durch das Feuer der deutſchen Einigungskriege hindurchging. Bei Soor und Königinhof empfing er die Feuertaufe. Sein ritterliches Bemühen, den bei Königgrätz ſchwerverwundeten Prinzen Anton von Hohenzollern in Sicherheit zu bringen, ließ ihn auf zwei Monate in öſterreichiſche Gefangenſchaft geraten. Im Krieg gegen Frankreich erwarb ſich der junge Offizier das Eiſerne Kreuz. Bei St.-Privat verwundet, traf v. Woyrſch erſt Ende Oktober wieder an der Kampffront ein und nahm nun an den Kämpfen vor Paris tapferen Anteil.

Dem bewährten Offizier war ein außergewöhnlich raſcher und ehrenvoller militäriſcher Aufſtieg beſchieden. Im Jahre 1878 wurde der damalige Premierleutnant zum erſten Male in den Großen Generalſtab berufen, 1882 als Hauptmann zum zweiten Male. Ihm gehörte er dann als Major 1886 zum dritten Male an. Zwiſchen dieſen Abkommandierungen war v. Woyrſch in ſtändiger Fühlung mit dem Frontdienſt verblieben. Vom Jahre 1892 an ſtand v. Woyrſch als Oberſtleutnant an der Spitze des Stabes vom 7. Armeekorps in Münſter, von 1894 an in gleicher Eigenſchaft beim Gardekorps. Als Oberſt befehligte er zwei Jahre ſpäter das Garde-Füſilierregiment, kurz darauf als Generalmajor die 4. Garde-Infanteriebrigade. Als Diviſionär kehrte 1901 v. Woyrſch in ſeine Heimatprovinz zurück, wo ihm zuerſt die Führung der 12. Diviſion in Neiße, zwei Jahre darauf das Generalkommando des 6. (Schleſiſchen) Armeekorps übertragen wurde. Die nun folgende achtjährige Friedensarbeit des Kommandierenden Generals war eine meiſterliche Schulung der ihm unterſtellten Truppen zur ſteten Kriegsbereitſchaft. Das ſollte aufs glänzendſte in die Erſcheinung treten bei dem im Jahre 1906 ſtattfindenden Kaiſermanöver, das mit dem beſonderen Lobe des Allerhöchſten Kriegsherrn ausgezeichnet wurde, ſowie in dem Manöver des Jahres 1909, in dem zum erſten Male die Technik des modernen Stellungskrieges erprobt wurde. Als der Kaiſer 1911 den bewährten Truppenführer auf ſeinen Antrag zur Dispoſition ſtellte, zeichnete er ihn durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens aus und hielt ihn durch Einladung zum Schweidnitzer Kaiſermanöver in engſter Fühlung mit der ſchleſiſchen Armee. Und als der große Krieg wie ein unheilvoller ſchwarzer Vogel ſeine Schwingen hob und ſeine grimmen Krallen in ſchleſiſche Erde zu graben drohte, da folgte der alte Kämpe begeiſtert dem Rufe des Königs und ſtellte ſich jugendfriſch an die Spitze der ſchleſiſchen Landwehr. Urſprünglich beſtimmt zum Schutze der Heimaterde, trugen die braven Truppen gar bald das deutſche Schwert über Czenſtochau und Radom in das Herz Polens. Mit unvergleichlicher Meiſterſchaft leitete v. Woyrſch dann im September die notwendig gewordenen Rückzugsgefechte über San und Wisloka nach Galizien, bei denen er dem Gegner unverhältnismäßige Verluſte beizubringen wußte. Der folgende Monat brachte der Armee abermals einen ſiegreichen Vorſtoß nach Polen, der vor gewaltigen überlegenen Kräften wiederum einen Rückzug notwendig machte. Schon fürchtete man einen Ruſſeneinfall in Schleſien. Aber unter v. Woyrſch' kluger und tatkräftiger Führung hielten unſere Truppen nicht nur ſtand, ſondern drängten in unaufhaltſamem Fortſchreiten den erbitterten Feind nach Polen zurück. Das Jahr 1915 ermöglichte nach anfänglichem Stellungskrieg alsbald wieder eine kraftvolle Offenſive. Schritt vor Schritt mußte der Gegner weichen. Am 29. Juli wurde zwiſchen Iwangorod und Warſchau der Weichſelübergang erzwungen, von der Weichſel ging es zum Bug und weiter durch Sumpf und Urwald in Feindesland hinein! Im Lager von Baranowitſchi grüßte des Kaiſers Huld die tapferen Truppen mit den Worten: „Die Taten des Landwehrkorps bei den Verfolgungskämpfen ſind mit eiſernem Griffel in die Weltgeſchichte aller Zeiten eingeſchrieben und ſchließen ſich würdig den Taten der alten ſchleſiſchen Landwehr vor hundert Jahren an!" Dieſer hohen Anerkennung hat ſich die Armeeabteilung Woyrſch würdig erwieſen in Verteidigung und Angriff bis auf dieſe Stunde. In den immergrünen Kranz, mit dem in Dankbarkeit und Verehrung das deutſche Volk den Siebzigjährigen zu ſeinem Wiegenfeſte grüßt, hat ſich der ſiegreiche Feldherr den ſchönſten Lorbeer ſelbſt hineingewoben!

Die Zerſtörungen im rumäniſchen Petroleumgebiet.

(Auf Grund eigener Beſichtigung geſchildert.)

Das von unſeren Gegnern bei ihrem Rückzuge vernichtete rumäniſche Petroleumquellgebiet in der Gegend von Ploeſti verteilt ſich auf mehrere Ortſchaften, die teilweiſe ſehr weit auseinanderliegen. So finden wir Quellen im Betriebe bei Boicoiu, Bordeni, Campina, Buſtenari, alle in der Umgebung der Straße Ploeſti-Sinaia. Aber außer dieſen Förderſtellen gibt es noch zahlloſe andere. Dieſe große Zahl erklärt es wohl, daß der engliſche Militärattaché, der ſich den traurigen Ruhm, all dieſe Kulturwerke zerſtört zu haben, ganz allein zuſchreiben darf, nicht alles ſo vernichten konnte, wie er gern gewollt hatte. Mehrere Wochen hindurch hatte eine Ententekommiſſion, beſtehend aus den engliſchen Ingenieuren Gumpſon und Maſterſon, die zur großen Überraſchung ihrer Fachgenoſſen in Campina und Ploeſti plötzlich als Leutnant bzw. Kapitän des engliſchen Heeres auftraten, und zwei rumäniſchen Ingenieuren, denen als Sachverſtändiger das Vorſtandsmitglied der Petroleumförderungsgeſellſchaft „Romano Americana", der Vizekonſul der Vereinigten Staaten von Amerika, Sadler, beigegeben war, das Ölgebiet bereiſt, um die Möglichkeit der Zerſtörung zu ſtudieren. Die Vernichtung erfolgte dann bei Beginn des Rückzuges, gegen den Willen der Rumänen, unter perſönlicher Leitung des engliſchen Militärattachés Thomſon durch rumäniſche Arbeiter. Dem Mitwirken Sadlers bei dieſem deutſchfeindlichen Akte iſt es wohl in erſter Linie zu verdanken, daß die Zerſtörungen in ſo ſorgfältiger Weiſe ausgeführt wurden. — Den Beſitzern gegenüber äußerte Thomſon hierbei wiederholt: „Wy pay everything" (Wir bezahlen alles). Ob dies geſchehen wird, kann nur die Zukunft zeigen; bisher haben dieſe jedenfalls kein Geld geſehen. Der Wert der vernichteten oberirdiſchen Anlagen beträgt rund 200 Millionen Frank; dazu kommen der Produktionsausfall und die nicht zu berechnenden Koſten der Wiederinſtandſetzung der vorläufig vernichteten unterirdiſchen Anlagen. Von den Bauten über Tag ſind die etwa 15 m hohen Holztürme über den Bohrlöchern, die zur Förderung nötig ſind, zum großen Teil abgebrannt oder angeſägt. Die eiſernen Türme der amerikaniſchen Firmen mußten hingegen ſtehen bleiben, da wohl zum Sprengen keine Zeit war, ſo daß die Wiederaufnahme des Betriebes hier am leichteſten möglich ſein wird. Alle Maſchinenhäuſer ſind niedergebrannt, alle Krane und Maſchinen zertrümmert; die Raffinerien und wertvollen Maſchinenreparaturwerkſtätten wurden zerſtört, indem man die Maſchinen mit ſchweren Schmiedehämmern zerſchlug, ſchwere Stücke abmontierte und dann die Gebäude anzündete. Alle Ölreſervoire ſind angeſteckt, aber nur ſehr wenige Tanks ſind explodiert. Die unterirdiſchen Anlagen ſind für Wochen nicht betriebsfähig, ſoweit ſie zerſtört werden konnten. Die Vernichtung unter Tag iſt nicht nur ſehr ſachkundig, ſondern auch raffiniert erfolgt. Die Quellen werden bekanntlich durch Bohrlöcher und Rohre von etwa 40 cm Weite gefaßt; dieſe Bohrlöcher ſind 650 bis 800 m tief und werden nach oben durch Deckel und Ventile abgeſchloſſen. Die Zerſtörung iſt nun in der Weiſe geſchehen, daß zunächſt die Kurbellager und Deckel, die Ventile und Verſchlüſſe entfernt und vergraben, die Betriebsmaſchinen in den Bohrlöchern abmontiert und zertrümmert wurden. Dann wurden die Bohrlöcher vernagelt, d. h. zahlloſe Bündel von etwa 30 cm langen Eiſenſtäben hineingeworfen, zwiſchen denen niemals ein neuer Bohrer faſſen kann, und die herauszuheben, unendliche Arbeit erfordert, weil man ſtets nur einzelne Stäbe von 30 cm Länge herausfiſcht. Eine weniger raffinierte Art der Zerſtörung erfolgte, indem 10 m lange Rohre, oben und unten mit Holzſtopfen verkeilt, in die Bohrlöcher verſenkt wurden. Hier iſt die Betriebsaufnahme leichter, da man durch die Stopfen hindurchbohren oder auch die Tonröhren zertrümmern und den Grus dann herausſchöpfen kann; aber auch dies hat Sadler erſchwert durch in das Bohrloch verſenkte Steinmeißel, mit dem Gewinde nach unten, die Schneide nach oben, wodurch jeder Bohrer verdorben, jeder Hammer beſchädigt wird. Schrauben, Nägel, Werkzeuge, kurz, alles, was zur Hand war, iſt in den Bohrlöchern verſchwunden, und durch das Verſenken der Petroleumſchöpflöffel mit daranhängenden Teilen der Drahtſeile iſt ſchließlich eine ganz niederträchtige Art der Unbrauchbarmachung angewandt worden. Jedes Mittel war eben dem ſauberen Konſortium recht.

Naturgemäß iſt bei der Eile keine völlige Zerſtörung aller Quellen möglich geweſen. So ſind merkwürdigerweiſe in Boicoiu alle Bohrlöcher von Anton Racci in Ordnung geblieben, nur die oberirdiſchen Einrichtungen ſind beſchädigt. In Moreni iſt ein ganz neues arbeitsfertiges Bohrloch der Zerſtörung entgangen, weil man es nicht wagte, das Ventil zu öffnen; es wäre dann dort eine ſo heftige Öleruption erfolgt, daß beim Anzünden die Rückmarſchſtraße der Rumänen gefährdet worden wäre. Vor dieſem Gedanken, die ganze Armee zu verbrennen, ſchreckte der ſkrupelloſe Engländer denn doch zurück, und auch an anderen Orten ſind Bohrlöcher vorhanden, die binnen kurzem den Betrieb, wenn auch nur in ſehr beſchränktem Maßſtabe, wiederaufnehmen laſſen.

Was die Wiederherſtellung der Anlagen betrifft, ſo kann in Moreni an dem einen Bohrloch, ſobald ein neuer Förderturm aufgeſtellt iſt, die Eruption ſofort erfolgen, wenn das Ventil geöffnet wird, alſo in wenigen Tagen. Auch in Boicoiu vermag ſehr bald wieder gefördert zu werden. Wo eben die Bohrlöcher erhalten oder leicht aufzuräumen ſind, müſſen nur Türme aufgeſtellt und neue Maſchinen aus Deutſchland herangebracht und eingebaut werden. Wo die Bohrlöcher unbrauchbar gemacht ſind, können allerdings dieſe Aufräumungsarbeiten bis zu ſechs Monaten dauern. Sie ſind möglich, aber deshalb ſo unendlich langwierig, weil mit Wachspreſſen jedes Bohrloch abgetaſtet werden muß. Der Abdruck in Wachs ergibt dann Art und Länge des verſenkten Gegenſtandes, der dann mit eigens zu ſchaffender Zange gefaßt und herausgezogen werden muß, was beſonders bei verſenkten loſen Eiſenſtabbündeln äußerſt zeitraubend iſt. Eine einfachere Art wäre ja das Hervorholen der Eiſenſtäbe durch Elektromagneten, aber dies hat Herr Thompſon zu verhindern gewußt, indem er alle elektriſchen Anlagen und Leitungen von Grund aus vernichtete, ſo daß bei der zur Zeit gänzlich fehlenden elektriſchen Kraft vorläufig von dieſem Hilfsmittel Abſtand genommen werden muß. Andererſeits ſind aber die Pumpen vorhanden und wieder aufzumontieren; die meiſt vergrabenen Deckel, Ventile und Maſchinenteile werden von denſelben Leuten, die ſie vergraben haben, wieder herbeigeſchafft, und an einzelnen Bohrlöchern wird die Arbeit zweifellos bald beginnen.

Nach dem Urteil vieler Ingenieure ſteht es feſt, daß hingegen zahlreiche Bohrlöcher nicht wiederhergeſtellt werden können; hier iſt die Schaffung neuer Bohrlöcher notwendig. Einheimiſche Bohrmeiſter und Arbeiter ſind nicht nur vorhanden, ſondern auch arbeitswillig.



Gebirgsstock nordwestlich von Odobesti, der den Schauplatz heftiger Kämpfe bildete.



Rumänische Höhenstellung zwischen Mgr. Casinului und Susitatal.



Hauptstraße in Braila.



Deutsche Artillerie im Bereczker Waldgebirge.



Instellungbringen eines Geschützes im Bereczker Waldgebirge mit Hilfe von Pionieren.



Einmarsch deutscher Truppen in Macin, den von den Rumänen hartnäckig verteidigten Brückenkopf an der unteren Donau.



Verhör eines rumänischen Offiziers.



Straße in Macin.

Der Krieg gegen Rumänien.

(Phot. H. Eder, München; Bild unten links Mil. Film- und Fotostelle.)



Ausgebrannte und zerstörte Petroleumtanks in Ploesti.



Brennende Petroleumtanks in Ploesti.

Die Zerstörungen der Engländer in den rumänischen Petroleumgebieten.

Vor allem 'aber waren auch im Frieden hier zahlreiche Deutsche tätig, die jetzt aus der Armee herausgezogen werden. Wenn man aber bedenkt, daß ein neues Bohrloch erst in drei Monaten arbeitsfertig sein kann, und daß es nur bei günstigsten Bodenverhältnissen möglich ist, schon in sechs bis acht Wochen 750 m tief zu kommen, so wird man verstehen, daß wir Geduld haben müssen, bis wir die reichen Schätze des Landes ausbeuten und in Deutschland zu verwerten vermögen. Im großen und ganzen hat man jedoch den Eindruck, daß diese Kulturtat des Beschützers der kleinen Völker und des Vorkämpfers für Kultur nichts anderes erreicht hat als die Vernichtung ungeheuerer Werte meist neutraler, holländischer und amerikanischer, Besitzer, denn gerade die deutschen Werke der „Steaua Romana" von Campina an der großen Straße von Sinaia nach Ploesti haben verhältnismäßig am wenigsten gelitten, weil hier die Holztürme, nur angesägt, schnell ausgebessert sein werden. Aber auch hier werden Monate vergehen, ehe der Vollbetrieb wieder möglich ist.



Deutsche Eisenbahnbautruppen beim Wiederaufbau einer Brücke über den Arges.

Es ist nicht überall geglückt, die großen Raffinerien in Brand zu stecken, auch ist die Rohrleitung von Bacoi über Cernavoda nach Constantza erhalten geblieben. Indes, auch die Petroleumraffinerien sind durchweg stark mitgenommen; vor allem fehlt der elektrische Starkstrom zur Arbeit, weil diese Leitungen bis Kronstadt systematisch zerstört sind. Jedoch sind überall an der Straße die Aufräumungsarbeiten bereits in vollem Gange, und da die eisernen Tragmasten einbetoniert sind und nicht so leicht zu stürzen waren, wird diese Wiederherstellung nicht lange dauern. Wir wollen hoffen, daß dann, wenn erst der elektrische Strom wieder vorhanden ist, auch die anderen Aufräumungsarbeiten mit seiner Hilfe flotter voranschreiten.

Immerhin sind die von uns in Rumänien vorgefundenen Vorräte doch so bedeutend, daß unser empfindlichster Mangel, der an Schmieröl, völlig behoben ist; infolge der Verstopfung aller Bohrlöcher entspringt dem Boden hier überall schon nach geringster Bohrung Rohöl. Dem englischen Ausspruch, daß Deutschland den Krieg aus Mangel an Schmieröl verlieren werde, ist nunmehr jedenfalls jede Berechtigung entzogen, — wenn wir auch unsere Hoffnungen auf flüssige Brennstoffe, Petroleum und Benzin, noch etwas zurückschrauben müssen.

Wozu aber trotz allem der englische Vandalismus, der uns nur wieder Gelegenheit gibt, Triumphe der deutschen Technik zu feiern und der deutschen Werkzeugindustrie ein reiches Absatzfeld zu eröffnen? Denn wenn die neutralen Gesellschaften die Förderung selbst wiederbeginnen wollen, um die Konkurrenz mit den von unserer Heeresverwaltung wieder in Betrieb zu setzenden deutschen Werken aufzunehmen, dann müssen sie trotz aller schwarzen Listen ihren Maschinenbedarf aus Deutschland decken. Die englische Vernichtungswut hat also nur ein Mittel geboten, unsere Valuta zu stärken, unserer Industrie einen weiten Markt zu schaffen.

F. v. B.



Vom Vormarsch auf Braila: Bei den Übergangskämpfen über die Donau versenkte rumänische Frachtschiffe.

Der Krieg gegen Rumänien.



Vom Kriegsschauplatz in Mazedonien: Ein Angriff bulgarischer Infanterie am Prespasee.

Nach einem Gemälde des als Sonderzeichner der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ zum Balkan-Kriegsschauplatz entsandten Kriegsmalers Albert Gartmann.

Kulturrundschau der Leipziger „Illustrirten Zeitung".

Meinungsaustausch führender Geister.

Wehmut und Optimismus. Der Himmel hat Deutschland die Möglichkeit vorenthalten, farbige Hilfsvölker zu seiner Verteidigung herbeizuholen. Wenn wir es gekonnt hätten, würden wohl auch wir wie die anderen in diesem Riesenkampfe unsere Bedenken haben aufgeben müssen, Schwarze und Gelbe gegen unsere Feinde in den Kampf zu führen. Dadurch, daß Deutschland sich rein gehalten hat, ist es mehr als jemals vorher zur festen Burg des Europäertums geworden. In uns Deutschen ist Europa erhalten geblieben, und nur durch uns wird es einst auferstehen. Das Kernstück Europas ist geschmiedet. Durch das Erlebnis und das Schicksal unseres Volksheeres, das die Karpathen und den Taurus überstieg, und selbst durch das Mißgeschick vieler unserer Kriegsgefangenen, die bis an die Grenzen Asiens, bis nach Nordafrika, nach entlegenen europäischen Gebieten geführt wurden, ist das deutsche Volk unerhört durcheinandergeschüttelt, in Leid und Welterfahrung durchgearbeitet, aber auch in seiner nachdenklichen und entdeckerischen Natur bereichert worden. Was uns bis vor diesem Kriege am meisten fehlte, das war nicht so sehr die Fähigkeit als vielmehr die Schulung zu einer großen Politik. Fast sind wir im Begriffe, diesen Fehler mit Riesenschritten nachzuholen, und müssen uns beim Feind dafür bedanken. Durch die Weltfeindschaft gegen den Deutschen, so unnatürlicher Herkunft sie sein mag, ist gegen alle bisherigen losen, zerstreuten, halben Formen deutschen Einflusses in der Welt ein schwerer Schlag geschehen. Unsere Aufgabe in der Welt wird überall zu einer geistigeren, wo sie auf Recht und Besitz des Eigennutzes nicht bauen kann. So sehr aber auch die Zukunft der europäischen Kultur auf Deutschland ruhen mag, so geht es doch in diesem Europa nicht um deutsche oder gar um „preußische" Vorherrschaft. Alle Weite und Tiefe der besonderen deutschen Bildung würde nicht ausreichen, um die Gegensätze, in deren Mitte Deutschland unmittelbar gestellt ist, auszufüllen oder dem Reiz, sich zu verspielen, zu widerstehen. Deutschland ist nur die Nabe in dem europäischen Bündnis-System, das aus politischem und geographischem Ursprung fast wie ein kulturelles herauswächst. Aber auch dieses natürliche Bündnis-System, das die jetzt mit uns befreundeten Länder immer näher berührt und einbezieht, bringt für das alte Deutschland neben großer innerer Bereicherung auch nationale und kulturelle Krisen mit sich, die vielleicht nicht geringer sind, als ob es sich mit England oder Frankreich oder Amerika in ein Bündnis einließe. Es ist freilich klar, daß der magnetische Pol Europas nach diesem Kriege ein wenig östlicher liegen wird als Paris und westlicher als Warschau. Alles, was System in Europa heißt, führt zur Ausprägung größerer politischer Formen, als sie Europa in seiner bisherigen Zersplitterung hervorzubringen vermochte, zu einer gesammelteren Aktivität der politischen und der technischen Kräfte, an denen das alte Europa durch Erbschaft und Notwendigkeit reich ist. Der Lärm wie von einem großen Neubau durchhallt den europäischen Raum, in ihm vollzieht sich zum erstenmal mit anderen Worten und Glückwünschen als einst nach der französischen Revolution die Befreiung einiger im Schatten Rußlands fast vergessener Völker. Aber wir hoffen, daß in diesem erweiterten Lebensraume doch auch die zarte Schönheit und die Stille ihre Sprache reden werden und Asyle sich auftun, wo der reine Gedanke weiterleben und seinen heilenden Einfluß spenden kann. Daß sich in diesem Kriege die europäischen Völker gegeneinander bis aufs äußerste rüpelhaft benommen haben, das zeigt, wieviel Kraft, mit Irrtum verbunden, in Europa vorhanden ist. Aber der Mißerfolg aller Rüpelhaftigkeit, unter der die Lügenfeldzüge der Presse, die voreiligen Beschuldigungen aus dem Munde von Staatsmännern und die Haßgefühle der Bevölkerungen zu verstehen sind, lehrt, daß es gut wäre, den Scharfsinn und das kritische Gefühl, die heute zur gegenseitigen Verunglimpfung aufgewendet werden, und die ja niemals ohne ein Quentchen Wahrheit sind, für die gemeinsame Befreiung aus dem Irrtum anzuwenden. Nur dann werden eines Tages die Unfreiheit, die Unterordnung, die schwere Kriegsdienstbarkeit, die jetzt auf allen europäischen Schultern und Stirnen liegt, aufhören, und wir werden am Ende, wenn einmal das Echo dieser Bauzeit verhallt, von einem befreiten Europa und vielleicht sogar von einer Kulturkraft des europäischen Gedankens sprechen können. In der künftigen Kultur Europas werden Wehmut und Optimismus einen wunderlich gemeinsamen Ausdruck finden.

Alfons Paquet, Stockholm.

Chauvinismus und Militarismus. Uns Deutschen ist in diesem Krieg oft genug der Vorwurf des Militarismus gemacht worden. Daß man uns auch des Chauvinismus beschuldigt hätte, ist mir kaum zu Ohren gekommen. Vielleicht haben sich unsere Feinde in diesem Punkt selbst allzu schuldig gefühlt, als daß sie sich dazu hätten entschließen können. In der Tat, wenn wir diese beiden an die in diesem Krieg so gewaltig hervorgetretenen nationalen Gegensätze gebundenen Begriffe in ihrer Verbreitung über die Nationen Europas uns vergegenwärtigen, so müssen wir den Vorwurf des Militarismus wohl auf uns nehmen, wenn damit auch nicht ohne weiteres zugestanden ist, daß die enge Verbindung von Volkswehr und Kriegsheer, die dieses Wort bedeutet, an sich eigentlich ein Vorwurf genannt werden kann, sondern wohl eher das Gegenteil. Anders steht es mit dem Chauvinismus. Er ist eine der ausgeprägtesten geistigen Strömungen unserer Zeit, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die drei an der Spitze der uns heute bekämpfenden Nationen stehenden Großmächte in allen Schichten ihrer Bevölkerung, vor allem aber in den führenden Schriftstellern, Politikern und Organen der Presse die Hauptrepräsentanten des Chauvinismus sind. Frankreich ist bekanntlich seine Heimat. Eine Lustspielfigur aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, die hier die harmlose Rolle eines Renomisten gewöhnlicher Art spielte, ist offenbar unter dem Drang, für eine bei unseren westlichen Nachbarn so verbreitete Erscheinung einen Ausdruck zu schaffen, in den heutigen Chauvinisten übergegangen, der sich dann über die Welt verbreitet hat. In Rußland hat er sich zu der alle slawischen Völker, ob diese wollen oder nicht, umfassenden panslawistischen Bewegung gestaltet und damit die leicht dem Chauvinisten anhaftende Eroberungstendenz angenommen. Zu seiner höchsten Blüte hat sich aber endlich der Chauvinismus bei den Engländern entwickelt, denen er bei allem Stolz auf ihre Nation ursprünglich ebenso fremd war wie uns Deutschen. Dabei haben sie es trotzdem schließlich am weitesten in dieser nationalen Eigenschaft gebracht: sie haben nämlich gerade die charakteristische Seite des Chauvinismus bis zu ihrer äußersten Grenze entwickelt. Diese Seite besteht nicht darin, daß man stolz auf seine eigene Nation ist, sondern vielmehr darin, daß man andere Nationen verachtet und, indem man mit den Äußerungen dieser Verachtung womöglich auf die Gasse herabsteigt, über sie schimpft. Darum ist der bekannte englische Dichter Rudyard Kipling, der für uns Deutsche den Namen Hunnen erfunden hat, weil ihm der zuvor von einigen französischen Schriftstellern gebrauchte Ausdruck Barbaren zu mild war, in seinen blind wütenden Invektiven wohl ein nicht mehr zu übertreffender Vertreter des heutigen englischen Chauvinismus. Was ist dagegen der Militarismus? Seinem Wesen nach ist er in der Form, in der wir Deutsche ihn geschaffen, oder vielmehr, in die wir ihn umgeschaffen haben, wie oben bemerkt, die Verbindung von Volkswehr und Kriegsheer. Er ist aber mehr als das. Er ist außerdem ein Bestandteil der Jugenderziehung, der in der Pflege der physischen und moralischen Bildung bei uns ein so unentbehrliches Glied der allgemeinen Erziehung geworden ist, daß wir seiner nicht mehr entbehren können, auch wenn die von den Pazifisten erhoffte Zeit einmal kommen sollte, in welcher es keine Kriege mehr gibt.

W. Wundt.

Ein Mahnwort für Deutschlands Zukunft aus einer Dichtung Altgriechenlands. Es werden in diesen Tagen des Weltkrieges so manche Schriften aus der Vergangenheit einem neuen Leben entgegengeführt, um in den Dienst der Stärkung und inneren Erhebung unseres Volkstums zu treten: eine, die das vielleicht mit am meisten verdient, habe ich bisher noch nicht unter ihnen gefunden, was freilich in dem Zustand ihrer Erhaltung seinen ebenso bedauerlichen wie triftigen Grund hat: ich meine Platons gewaltige Atlantis-Dichtung, deren Inhalt uns im Timäos (Verlag von Diederichs, Jena) kurz vor Augen tritt, deren Ausgestaltung aber leider nur in dem Fragment des Kritias vorliegt. Nicht ohne tiefe Bewegung läßt sich trotz dieser Ungunst der Überlieferung das unvergleichlich groß gedachte Bild des Kampfes zweier Kulturen lesen, das der griechische Philosoph in einem bewundernswert hohen Aufschwung seiner dichterischen Begabung hat erstehen lassen wollen; das Ringen des Poseidon-Staates mit dem Volk der Athena stellt sich dem Leser immer wieder als ein Gegenstück zu dem heute tobenden Kampfe zwischen England und unserem Vaterlande dar; den Vergleich auf Einzelheiten auszudehnen, liegt in sehr vielen Beziehungen nahe, aber auf solchen Einzelheiten beruht die Größe des Eindrucks nicht – was so packend wirkt an dem Platonischen Romanfragment, ist vielmehr der Umstand, daß hier mit Seheraugen ein Vorgang geschildert ist, der vor dem jetzigen Weltkriege eben nur in der gigantischen Phantasie des Dichterphilosophen gelebt, seine Verwirklichung aber zuvor noch nie gefunden hat. Unsere Zeit aber hat diese Verwirklichung erlebt und kann sich gerade in diesen letzten Tagen, wo das Friedensangebot Deutschlands und seiner Verbündeten von dem Hochstand unserer Kulturanschauung ein neues, wundervoll mächtiges Zeugnis ablegt, mit besonderer Klarheit dessen bewußt werden, daß in dem Völkerringen der Gegenwart nicht nur wirtschaftliche Gegensätze, sondern auch zwei Welten von grundverschiedener sittlicher Richtung miteinander im Kampfe liegen. Und eine große Lehre quillt aus den Blättern der Platonischen Dichtung einem jeden entgegen, der sie in dem eben geschilderten Sinne auffaßt: die Lehre, daß wir nach glücklich erfochtenem Siege alles daran setzen müssen, um unser deutsches Volkstum durch eine von gar manchem Irrweg früherer Tage befreite Kulturpolitik noch ganz anders stark und in sich gefestigt zu machen, als es das beim Eintritt in die gewaltige Prüfung von 1914 gewesen ist. Es gibt in der ganzen Weltliteratur keine eindringlichere Mahnung zum Ausbau einer zielbewußt die ideellen Güter der Nation pflegenden Volkserziehung als die, die in Platons ergreifender Erzählung von der Atlantis und von ihrem Untergange enthalten ist; eine Schicksalsfrage der deutschen Zukunft tritt uns entgegen, wenn wir die Stellung ins Auge fassen, die unser Vaterland in den kommenden Friedensjahren zu dieser Mahnung einnehmen wird, und unser sehnlicher Wunsch kann nur der sein, daß wir im Sinne des Kaiserwortes vom August 1914 unter Hintansetzung des voreilig trennenden Parteigeistes alles tun möchten, um nach den Bedürfnissen und den Anschauungen unserer Zeit, soweit Menschenkräfte es gestatten, ein politisches Ideal zu verwirklichen, wie es der zum Dichter gewordene griechische Schöpfer des Buches vom Staate mit seinem Atlantis-Roman aus dem Geiste seiner Zeit heraus für die Mit- und Nachwelt entworfen hat.

Stadtrat Prof. Dr. Julius Ziehen.

Zur Begründung einer deutsch-idealistischen Pädagogik. Die pädagogische Diskussion der Gegenwart dreht sich um die drei Probleme der Kultur-, der Arbeits- und der Einheitsschule. Die Frage nach der Kulturschule ist die Frage nach dem Ziel, die nach der Arbeitsschule die Frage nach der Methode und die nach der Einheitsschule die Frage nach der Organisation der Bildung. Entscheidende Erkenntnisse im Meinungsstreit auf diesem Gebiet lassen sich nur bei klarer prinzipieller Grundlegung der theoretischen Pädagogik gewinnen, wie ich sie verschiedentlich versucht habe. Entscheidend ist hierbei meines Erachtens der deutsche Idealismus. (Vgl. dazu meine Schrift: „Grundlinien einer deutsch-idealistischen Pädagogik", Langensalza, 1916.) Der deutsche Idealismus, wie er vor hundert Jahren durch Fichte und Hegel vertreten worden ist und gegenwärtig durch Ernst Troeltsch und Rudolf Eucken verkündet wird, schafft meines Erachtens Klarheit über das Ziel der Bildung. Im Lichte dieses Idealismus erscheinen die individualpädagogischen Strömungen ebenso einseitig wie die sozialpädagogischen Bestrebungen. Ebenso erweckt der Idealismus Bedenken gegen die einseitige Verstandes-, Willens- oder Gefühlsbildung. Der deutsche Idealismus betont, daß der Mensch ebensosehr zur Persönlichkeit wie zur Gemeinschaft zu bilden ist. Er fordert, daß die Rechte des geistigen Lebens, des intellektuellen, des sittlichen, des ästhetischen, des religiösen Lebens, unverkürzt und unverkümmert, gleichwertig nebeneinander zur Geltung kommen sollen. Das Bildungsideal des deutschen Idealismus läßt sich demgemäß bestimmen als Erhebung des Menschen in die geistige Welt durch humane und nationale Bildung, durch Persönlichkeitskultur und Nationalerziehung. Der deutsche Idealismus schafft ferner Klarheit über die Methode der Bildung. Es gilt, Fichtes Wort zu beherzigen: „Erwerbung durch eigene Geistesarbeit ist die Hauptsache." Er fordert also die Pflege und die Entfaltung der Selbsttätigkeit des zu Bildenden. Auswendiglernen, traditionelle Aneignung des Lernstoffes müssen an die zweite Stelle treten, es gilt, selber zu finden, selber zu arbeiten, denn Kenntnisse werden vergessen, aber das Können bleibt. Diese Idee gilt nicht bloß für die Bildung des intellektuellen Lebens, sondern auch für die des Willenslebens. Das äußere Gebieten muß zurücktreten gegenüber der Mobilisierung der inneren sittlichen Kräfte des zu Bildenden, denn alles wahrhaft sittliche Handeln beruht auf der Kraft der inneren Überzeugung. Der Idealismus bestimmt schließlich auch die Organisation der Bildung, und von dieser Organisation hängt ungeheuer viel ab. Alle Bildung muß aus der Einheit der nationalen Kultur erwachsen und den zu Bildenden in die Einheit der nationalen Kultur hineinstellen. Deshalb brauchen wir ein einheitlich organisiertes deutsches Bildungswesen, in dem an alle Deutschen ohne Ausnahme die Werte und Kräfte der nationalen Kultur herangebracht werden, und in dem in allen echte Begeisterung für diese Kultur und der ernste Wille, diese nach Kräften zu fördern, geweckt werden. Es müssen daher, um die Einheitlichkeit dieser Kultur nicht zu gefährden, von den niederen Schulen Übergangsmöglichkeiten zu den höheren Schulen geschaffen werden. Es muß auch durch Volksbibliotheken und Volksbildungsbestrebungen dem Volke Gelegenheit gegeben werden, sich nach Abschluß der Schulbildung weiterzubilden. Einheitlichkeit der nationalen Bildung fördert die Einheitlichkeit des nationalen Lebens. Die Begründung dieser Thesen ist die Aufgabe einer deutsch-idealistischen Pädagogik, die ich in nicht zu langer Zeit vorzulegen gedenke.

Dr. Kurt Kesseler.

Ziele und Wege der Modebewegung. Wer heute in Deutschland von Mode und Modebewegung spricht, sieht sich vielfachen Mißverständnissen ausgesetzt, die doch meist nur schiefe Vorurteile sind. Wer jetzt mit Ernst und Eifer für die Hebung der deutschen Frauentracht arbeitet, der denkt nicht daran, einen ungewöhnlichen Putz zu empfehlen und die Gemüter von dem Ernst der Kriegszeit abzulenken, sondern er ist überzeugt, eine Sache zu verfechten, die entschieden im nationalen Interesse liegt. Sie tut das einerseits, indem sie deutschen Geschmack von fremder Bevormundung befreien und auf den Kern deutschen Wesens zurückführen möchte; sie tut es andererseits, um der deutschen Industrie Förderung zuzuführen, während diese bisher eben bei Gestaltung der Frauentracht vielfach aus fremden Quellen schöpfen mußte. Und daß diese Zeit nationaler Erregung besonders geeignet ist, auch in jener Hinsicht nationalen Sinn zu wecken, darüber kann nicht wohl ein Zweifel sein. Man darf also sagen: jetzt oder nie ist die wichtige Sache in Angriff zu nehmen. Es handelt sich nur um die Wege, und diese sind wahrlich schwierig genug. Manches ward schon versucht, ohne einen dauernden Erfolg zu haben. Nach manchen Erfahrungen und auch Enttäuschungen hat sich uns folgendes als vornehmlich aussichtsreich herausgestellt. Es kommt darauf an, daß eine möglichst enge Verbindung zwischen den großen Geschäften und schöpferisch entwerfenden Künstlern, nicht bloß Zeichnern, hergestellt wird. Die Geschäfte müßten also sehen, derartig schaffensfähige und schaffensfreudige Künstler aufzuspüren, Künstler von solcher Begabung dürften aber nicht das Vorurteil haben, daß eine solche Betätigung ihrer unwürdig wäre; die Allgemeinheit aber müßte beide Bestrebungen im nationalen Sinne möglichst fördern.

Irene Eucken.



Das Wasserschloß Toblino am gleichnamigen See westlich von Trient. (A. Witzenmann, Pforzheim, phot.)

Südtiroler Burgen. / Von Victor J. Baumann-Berner.

Kein Landstrich deutscher Zunge ist so reich an jenen Zeugen mittelalterlicher Adelsherrlichkeit wie die gesegneten Talschaften Südtirols. Auf Bergvorsprüngen, auf einzelstehenden Hügeln, bald fast im Talgrund, bald in schwindelnder Höhe hunderte von Metern über Tal auf kühnen Felsenriffen ragen allenthalben die altersgrauen Mauern und Türme. Die Burgen sind es nicht zum wenigsten, die der Landschaft Südtirols das Gepräge geben. Wer je in Bozen gewesen, auf der breiten Promenade der Wassermauer nach Sankt Anton und zum herrlichen Runkelstein hinein ins Sarntal gewandert ist, war erstaunt über die Unzahl befestigter Edelsitze, die auf kleinstem Raum rings im Umkreis allenthalben über die sonnigen Berglehnen verstreut sind oder dem flachen Grund des Bozener Kessels entragen. Hoch droben in blauer Luft über dem Eingang ins Sarntal blinken die weißgrauen Mauern der Ruinen des „Sarner Schlosses“, der alten Feste Rafenstein, drüben über der Talfer reckt sich der schlanke „Gescheibte Turm“ mit geschlitzten Schwalbenschwanzzinnen auf niedrigem Hügel aus Weinbergen und Obstgärten, der Bergfried des Schlosses Troyenstein. Wenige Minuten außerhalb des Weichbildes der Stadt Bozen, kaum hundert Meter neben der Wassermauer, träumt das fünftürmige Schloß Maretsch von längst vergangenen Zeiten. Nicht weit von Maretsch sieht man inmitten dunklen Baumgewirres den gotischen Turm der alten Deutschordensburg Weggenstein. Im Osten überragt den Talkessel, auf steilem Porphyrfelsen thronend, die wohlerhaltene Feste der längst vergessenen und ausgestorbenen Lichtensteiner, das stolze malerische Karneid, den engen Eingang des Eggentals.

Über Sankt Anton führt uns dann der Weg hinein in die Talschlucht der Talfer ins Sarntal, zum Runkelstein, einer der kultur- und kunstgeschichtlich bedeutsamsten Stätten des ganzen Südtiroler Landes. Und nehmen wir uns die Mühe, noch einige Minuten weiter am Fuße des senkrecht aufsteigenden Burgbergs von Runkelstein taleinwärts zu wandern, dann grüßt uns von steilem isolierten Felsen Burg Ried, eine der kleinsten, aber besterhaltenen



Ruine Greifenstein bei Bozen. (Phot. Leipziger Presse-Bureau.)

wehrhaften Festen Südtirols, deren Ursprung bis in die Römerzeit zurückreicht.

Fast noch reicher als diese nächste Umgebung Bozens ist das Mittelgebirge des „Überetsch“, einer reichen, fruchtbaren Hochebene, die sich im Südwesten, von Bozen nur wenige Gehstunden entfernt, um den Nordostfuß des langen, steilen Mendelgebirges herumschmiegt. Hocheppan und Boimont, das türmereiche, gewaltige Sigmundskron, die Altenburg, Schloß Gandeck und der Freudenstein und viele andere schmücken die Hügel und Bergkuppen jenes Tiroler „Adelsparadieses“, wie man das Überetsch im Mittelalter nannte.

Nicht weniger zahlreich sind die befestigten Adelssitze in der nächsten Umgebung der Tiroler Hauptstadt des Mittelalters, Meran. Hier saßen auf ihrem stolzen „Hauptschloß“ die alten Tiroler Landgrafen, dieses gewalttätige, eigensüchtige, intelligente Geschlecht, das sich in kurzer Zeit von einem einfachen kleinen Dynastengeschlecht zu den mächtigen Herren des schönen Landes emporschwang. Hoch oben auf einer steilen vorspringenden Bergkanzel beherrschte das alte Stammschloß der Tiroler Grafen die ganze Gegend.

Burg Tirol ist ein typischer Vertreter der Gruppe „Hochburgen“ unter den drei Klassen befestigter Ansitze, die wir heute unter der Bezeichnung „Burgen“ zusammenfassen. Dem gebirgigen Charakter des Tiroler Landes entsprechend sind sie in Südtirol weitaus in der Mehrzahl vertreten. Sie sind es, die den gesegneten Talschaften um Bozen und Meran den wundervollen Reiz verleihen. Derselben Bodengestaltung ist es auch zuzuschreiben, daß in Südtirol die sonst seltenste Form von Burgen, die „Höhlenburg“, häufiger als anderswo in deutschen Landen anzutreffen ist.

So geeignet auch die zahlreichen Bergvorsprünge und Hügel des Tiroler Landes die Anlage von Hochburgen gefördert haben, so fehlen keineswegs Beispiele der dritten Klasse, die Wasserburgen. Südtirol besitzt sogar einige der burgenbaulich interessantesten und malerisch reizvollsten Wasserkastelle. Eines der hübschesten Beispiele hierfür haben wir bereits auf der Wanderung zum Runkelstein in Schloß Maretsch kennen gelernt. Heute ist allerdings der



Schloß Runkelstein bei Bozen. (Kilophot, Wien.)



Schloß Buon Consiglio in Trient. (Kilophot, Wien.)

Wassergraben zugeschüttet, und an seiner Stelle rankt sich die Rebe an den Pergolas und blüht Mandel und Aprikose. Maretsch steht vermutlich, wie aus Funden zu schließen ist, an Stelle eines römischen Baues. Edle von Maretsch werden bereits im Jahre 1240 erwähnt.

Das berühmteste Wasserschloß Südtirols ist das Kastell Toblino am gleichnamigen See westlich von Trient. Wer je die heißen, weingesegneten Fluren Judicariens durchwanderte, kennt die altersgraue, efeuumsponnene Burg der mächtigen Herren von Madruz, deren Stammburg nur wenige Stunden weiter südlich einen kahlen Kalkhügel krönt. Im Kastell Toblino feierte der Trientiner Fürstbischof Carl Emanuel von Madruz seine prächtigen Feste, hier zechte im schattigen Burghof unter lauschigen alten Kastanien der trinkfrohe „Ekkehard“-Dichter Joseph Viktor v. Scheffel den goldenen vino santo.

Jahrhundertelang haben die Römer in Südtirol geherrscht, haben Straßen angelegt, Städte gegründet, die zum Teil heute noch blühen, haben Festungen zum Schutze ihrer Niederlassungen gebaut. Eine ganze Anzahl der Burgen Südtirols geht auf solche römische Anlagen zurück, und die hochentwickelte Befestigungskunst der Römer hat einen starken Einfluß auf die erste Entwicklung des frühmittelalterlichen Südtiroler Burgenbaues ausgeübt. Manche dieser Burganlagen weisen sogar ein bis in die prähistorische Zeit zurückreichendes Alter, wenn auch nicht in der heutigen Form, auf, da vielfach die Römer vorhandene Befestigungsanlagen der rätischen Urbevölkerung für ihre Zwecke weiter verwendet haben. Eine der größten und schönsten, heute noch wohlerhaltenen Burganlagen Südtirols, das befestigte Nonnenkloster Säben, oberhalb des malerischen Städtchens Clausen am Eisack, ist aus der wichtigen und starken römischen Straßensperre Sabiona hervorgegangen. Dieses Sabiona selbst wurde auf dem Grund einer noch älteren rätischen Niederlassung errichtet.

Auch das schon erwähnte Ried hinter Runkelstein im Sarntal ist römischen Ursprungs. Die kleine, auf einem isolierten dereinst von den Berghängen niedergestürzten Felsklotz im Talgrund erbaute Burg diente zur Zeit der Römer, wie auch später im Mittelalter, als Zollstätte für die Straße ins Sarntal. Das Schlößchen besteht im wesentlichen nur aus dem mächtigen Bergfried, dessen unterer Teil römischen Ursprungs ist, sowie einigen schmalen, an den Turm angeschmiegten Wohngebäuden. Heute gehört Ried der Stadt Bozen, von der die Burg in wohnlichem Zustand erhalten wird.



Schloß Reifenstein bei Sterzing. (Phot. B. Reiffenstein, Wien.)



Schloß Wendelstein in Eppan. (Phot. B. Reiffenstein, Wien.)

Wir haben Zeugnisse dafür, daß bereits im frühesten Mittelalter, noch in der vorkarolingischen Zeit, als in Bozen bayrische Gaugrafen residierten, in Südtirol eine ganze Anzahl Burgen gestanden haben muß. So berichtet Paulus Diakonus, der Geschichtschreiber der Langobarden, daß im Jahre 589 der fränkische Herzog Chadin im Verlauf des Krieges zwischen Childebert von Austrasien einerseits, dem Langobardenkönig Authar's und dem Bayernherzog Garibald anderseits im Herzogtum Trient dreizehn Burgen zerstört hat. Unter den eroberten Festen wird auch ein „Appianum“ erwähnt, das vermutlich mit Hocheppan im Überetsch, einer der lokalgeschichtlich bedeutsamsten Burgen Südtirols, identisch ist. Hocheppan war der Sitz der Grafen von Eppan, eines vermutlich welfischen Geschlechtes, das bereits früh in der Geschichte Tirols durch seine Kämpfe gegen die Trientiner Bischöfe Bedeutung gewonnen hat. Ein Zweig der frühausgestorbenen Familie, die sich anfänglich Grafen von Piano nannte, saß auf dem unzugänglichen Felsenhorst Greifenstein, drüben über dem Etschtal, einige Stunden von Bozen etschaufwärts. Der Greifenstein war später im Verlauf der Kämpfe des ungebärdigen Tiroler Adels gegen den allerdings auch nicht allzu sanften Herzog Friedel „mit der leeren Tasche“ der letzte zwei Jahre lang zäh verteidigte Zufluchtsort der widerspenstigsten der Tiroler Feudalherren. Damals hausten die Starkenberger oben auf der Feste, die sich während dieser lang andauernden Fehden zu einer der schlimmsten Landplagen des Etschtals durch Überfälle, Raub, Brand und Mord entwickelten. Die Verteidigung der fast uneinnehmbaren Burg, die nur durch Hunger bezwungen werden konnte, leitete Oswald von Wolkenstein, einer der bedeutendsten Minnesänger seiner Zeit. In jenen Kämpfen soll die landläufige Bezeichnung des Greifenstein, der Name „Sauschloß“, entstanden sein. Als die Vorräte, so berichtet die Sage, auf der Burg nach zweijähriger Belagerung zu Ende gingen, haben die Verteidiger ein Schwein über den Burgfelsen heruntergeworfen und so die Belagerer von der Zwecklosigkeit ihrer Bemühungen, die Burg durch Hunger zu bezwingen, überzeugt und zum Abzug veranlaßt. Andere berichten wieder, daß die Starkenberger und der Wolkensteiner einen etwas wohlbeleibten Bozener Bürger, den Herrn Nikolaus Hochgeschoren, der zwischen den Streitenden vermitteln sollte, trotz Geleitbrief über den Burgfelsen hinabstürzen ließen. Im ganzen Lande hätte es damals geheißen, die Starkenberger hätten das fetteste Schwein der Bozener Grafschaft hinuntergeworfen. Nach der Einnahme der Burg blieb sie stets in landesherrlichem Besitz und wurde vorsichtshalber nicht wieder als Lehen vergeben. Heute ist der Greifenstein zerfallen, die Mauern sind eingestürzt, und grünes Dickicht wuchert in den zerstörten Hallen.



Burg Andraz in den Dolomiten. (Kilophot, Wien.)

Die größere Zahl der Burgen Südtirols ist wohl in der romanischen Periode entstanden, wenn auch heute häufig der romanische Stil infolge späterer Um- und Zubauten in gotischer Zeit und zum Teil auch noch während der Renaissance völlig verwischt erscheint. Eine der schönsten Burgen der romanischen Periode, die, wenn auch nur als Ruine, so doch ohne Umbauten aus späterer Zeit auf uns gekommen ist, hat sich in Boimont, der Nachbarburg von Hocheppan, erhalten. Die heutige Gestalt der Burg stammt aus dem Jahre 1228. Damals wurde Reinprecht von Boimont vom Grafen Albrecht von Tirol aufgefordert, sein Stammschloß, „nachdem es von alters ganz zu Grunt gangen“, wiederherzustellen. Daraus ist zu schließen, daß Boimont zu den ältesten Burgen des Landes überhaupt zu zählen ist. Die Feste besaß wohl den größten Saal aller Tiroler Schlösser. Die noch erhaltenen, gekuppelten



Schloß Tirol bei Meran. (Phot. Stengel & Co., Dresden.)



Südtiroler Burgen: Schloß Karneid am Ausgang des Eggentals in den Bozener Talkessel.
(A. Witzenmann, Pforzheim, phot.)

Fenster mit ihren romanischen Kapitellen gehören zu den reizvollsten Erzeugnissen romanischer ornamentaler Skulptur Südtirols. Auch der Turm der leider durch neuzeitlichen Umbau stark beeinträchtigten Burg Korb am Fuße des Burghügels von Boimont zeigt zierliche romanische Doppelfenster. Korb war vermutlich ein Vorwerk von Boimont.

Eine ganze Anzahl größerer Burganlagen aus romanischer Zeit ist durch die Zu- und Umbauten so verändert worden, daß wir heute fast rein gotische Anlagen vor uns haben. Ein Beispiel hierfür ist das alte, noch bewohnbare Karneid, das den Ausgang des Eggentals in den Bozener Talkessel beherrscht. Auch der Runkelstein ist in romanischer Zeit entstanden, hat jedoch in der gotischen Periode sein Äußeres durch Umbauten völlig verändert.

Aus gotischer Zeit haben sich in Südtiroler Burgen einige prächtige Beispiele künstlerischer Innenarchitektur erhalten, wie vor allem in Reifenstein bei Sterzing. Die wundervollen Holzschnitzarbeiten und Vertäfelungen dienten zum Teil als Vorbild der Ausstattung der Wartburg. Auch die bedeutendsten Kunstdenkmäler der Profanwandmalereien aus gotischer Zeit haben sich in den Burgen erhalten, darunter als eines der schönsten und wertvollsten Erzeugnisse der Freskokunst überhaupt die Darstellungen aus dem Sagenkreis von Tristan und Isolde im Schlosse Runkelstein.

Einen noch größeren Einfluß als die Gotik auf die Innenausstattung der Burgen hat die Renaissance ausgeübt. Die Hauptblütezeit des Burgenbaues war damals vorbei, und die Erweiterung bestehender Anlagen erfolgte meist in Hinsicht auf wohnliche Ausgestaltung und Bequemlichkeit. Damals erhielt das alte Stadtschloß Del Buon Consiglio in Trient beim Umbau durch den prachtliebenden Fürstbischof Bernhard von Clès seine heutige Gestalt. Es entstanden die wundervolle Loggia, der Löwenhof, das Stiegenhaus und die herrliche, heute leider stark verwahrloste Einrichtung der Innenräume.

In der Übergangszeit von der Gotik zur Renaissance verschwand in Südtirol die scharfe Grenze, die sonst allenthalben, wo es Burgen gibt, zwischen befestigten und unbefestigten Ansitzen gezogen werden kann. Es entstanden in großer Zahl die sogenannten „festen Häuser“, Ansitze des kleinen Landadels, der Nobili rurali. Derartige Ansitze, die häufig im Laufe der Zeit zu prächtigen Schlössern erweitert wurden, zählte man bis vor kurzem in der Gemeinde Eppan allein an die 150. Im Nonstal finden wir in fast jeder kleinen Dorfschaft eine oder mehrere adlige Familien sehr oft völlig bäuerlichen Charakters. Ihre Wohnhäuser weisen alle Übergänge vom landesüblichen Bauerngehöft bis zur mauer- und grabenbewehrten Burg auf. Oft ist der Charakter als Edelsitz nur an einem in irgendeiner Ecke angebrachten steinernen Familienwappen zu erkennen. Ein schönes Beispiel eines im Laufe der Zeit reich ausgestatteten festen Hauses ist der Edelsitz Wendelstein in der Gemeinde Eppan.

Nur wenige der alten Festen Südtirols haben ihren wohnlichen Zustand behalten. Die meisten sind zerfallen, andere besitzen wohl noch Dächer, die aber, halb zerstört, kaum mehr Schutz zu bieten vermögen. Andere Burgen sind dafür um so besser in alter Gestalt erhalten oder dem endgültigen Verfall durch verständnisvolle Erhaltung wieder entrissen worden, wie die herrliche alte Vintlerfeste Runkelstein und das stolze Schloß Tirol.



Baron Joachim zu Putlitz,

Generalintendant der Königlichen Hoftheater in Stuttgart, feierte am 16. Januar sein 25jähriges Jubiläum als Bühnenleiter in Stuttgart und wurde aus diesem Anlaß von der juristischen Fakultät der Universität Tübingen zum Ehrendoktor ernannt.

(Hofphot. Franz Schmitz, Stuttgart.)

Baron zu Putlitz.

Als eine der markantesten und kraftvollsten Erscheinungen unter den deutschen Theaterintendanten und -direktoren konnte Baron Joachim zu Putlitz am 16. Januar auf eine 25jährige Tätigkeit als Bühnenvorstand des Stuttgarter Hoftheaters zurückblicken. Von König Wilhelm II., der erst kurz vorher den Thron bestiegen hatte, wurde Putlitz zunächst provisorisch auf ein Jahr mit der Führung der Intendanzgeschäfte betraut. Aber das Glück war dem jungen, erst 31jährigen Offizier hold, und aus dem Provisorium wurde sehr bald ein Amt von Dauer. Freilich, so ganz ohne gewisse Vorbestimmung und ohne Eigenschaften, die ihn als obersten Leiter einer großen Bühne prädestinierten, hatte Baron zu Putlitz das Soldatenhandwerk nicht mit den Brettern vertauscht, die die Welt bedeuten. Einerseits war er doch nicht umsonst der Sohn des vielbeliebten Lustspieldichters Gustav zu Putlitz, der Jahre hindurch die Hoftheater von Schwerin und Karlsruhe geleitet hatte; andererseits hatte er durch freundschaftliche Beziehungen des Vaters zu Adolf L'Arronge doch schon an dessen Deutschem Theater in Berlin sich einen Einblick in das gesamte künstlerische und technische Getriebe einer großen Bühne verschaffen können. Die glückliche Gabe, sich neuartigen Verhältnissen schnell einzufügen, ein guter Blick für die Bedürfnisse der Zeit und des Publikums und andererseits für seine Künstlerschar, sie ließen ihn bald die Schwierigkeiten überwinden. Zwei Jahre nach Antritt seines Amtes war Putlitz schon wirklicher Hoftheaterintendant. Darüber sind nun weitere dreiundzwanzig Jahre vergangen, und getragen von der Huld des Königs, der Gunst des Publikums und der Wertschätzung seiner Künstler, feierte Putlitz jetzt das immerhin nicht alltägliche Fest, ein Vierteljahrhundert lang der oberste Leiter einer der ersten Hofbühnen Deutschlands zu sein.

An dieser Stelle der ganzen Entwicklung gerecht zu werden, die diese Hofbühne unter seiner Leitung genommen hat, ist unmöglich. Das wichtigste Ereignis, das seine Ära immer kennzeichnen wird, ist wohl die Eröffnung der beiden neuen Hoftheater im Jahre 1912, die, durch das Verwaltungsgebäude verbunden, einen gewaltigen Komplex architektonischer Geschlossenheit bilden. Fast zehn Jahre lang hat man sich mit dem alten Interimstheater begnügen müssen. Nun standen die prächtigen, in ihrer technischen und künstlerischen Vollendung wohl kaum zu übertreffenden Bauten da und bezeichneten den Beginn einer neuen Epoche. Ein besonderer Ruhmestitel der Stuttgarter Hofbühne, der nicht zuletzt auf seinen Leiter zurückfällt, ist ihre liberale Gesinnung. Was an anderen Hoftheatern unmöglich wäre, hier gibt man es ohne Bedenken und mit der gesunden Ansicht, daß guter Geschmack und Anstand und ein gediegenes künstlerisches Niveau höher stehen müssen als prüde Bedenken. Mit frischem Wagemut und auch der gelegentlichen Selbstüberzeugung des Mißgriffes hat man unbekannte Talente zu Worte kommen lassen, hat Werke, an die man woanders sich nicht wagte, zum Bühnenleben zu erwecken versucht. Sicher hat die Stuttgarter Hofbühne sich unter der Leitung von Exzellenz Putlitz zu einem Institut entwickelt, an dem ein frisches, tatenfrohes Leben pulsiert. Die außergewöhnlichen Erfolge der Stuttgarter Oper im besetzten Belgien und in Lille dürften nicht zuletzt Belege hierfür sein. Mit ehrlicher Befriedigung darf Baron zu Putlitz, der ja auch im Deutschen Bühnenverein eine hervorragende Rolle spielt, auf das Geleistete zurückblicken und vorwärtsschauend noch viel Gutes erhoffen.

Arthur Dobsky.

Die Versammlung des Unabhängigen Ausschusses für einen Deutschen Frieden in dem überfüllten Sitzungssaal des Preußischen Abgeordnetenhauses in Berlin am 19. Januar. (Nach einer Sonderaufnahme für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von A. Groß, Berlin.)

Am Vorstandstisch: Geh. Rat Professor Dr. Dietrich Schäfer (5), der Vorsitzende des Ausschusses, während seiner Ansprache; Reichstagsabgeordneter Graf v. Westarp (1); Landtagsabgeordneter Paul Fuhrmann (4); Reichstagsabgeordneter Dr. Gustav Stresemann (6); D. theol. Gottfried Traub, M. d. A. (3); Reichstagsabgeordneter Dr. Pfleger (2).

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Der Unabhängige Ausschuß für einen Deutschen Frieden vereinigt als seine Mitglieder alle diejenigen, die ihre Zustimmung zu den Grundanschauungen des Ausschusses erklärt haben, wie sie wiederholt bekanntgegeben worden sind. Sie lassen sich kurz dahin zusammenfassen: Ein dauernder, wirkliche Sicherheit gewährender Frieden ist nur zu erlangen durch Mehrung deutscher Macht, durch Erweiterung unseres Herrschaftsbereiches in Ost und West und Übersee. Am ausführlichsten sind diese Grundanschauungen im einzelnen dargestellt durch die Denkschrift des Vorsitzenden vom 1. Januar 1916 unter dem Titel „Zur Lage". Eine von ihm jetzt geschriebene Ergänzung dazu unter dem Titel „Nochmals zur Lage", vom 1. Januar 1917, wird allen Mitgliedern in nächster Zeit zugehen. Die vom Ausschuß herausgegebenen Schriften können von seiner Geschäftsstelle in Berlin W. 9, Schellingstraße 4, bezogen werden.

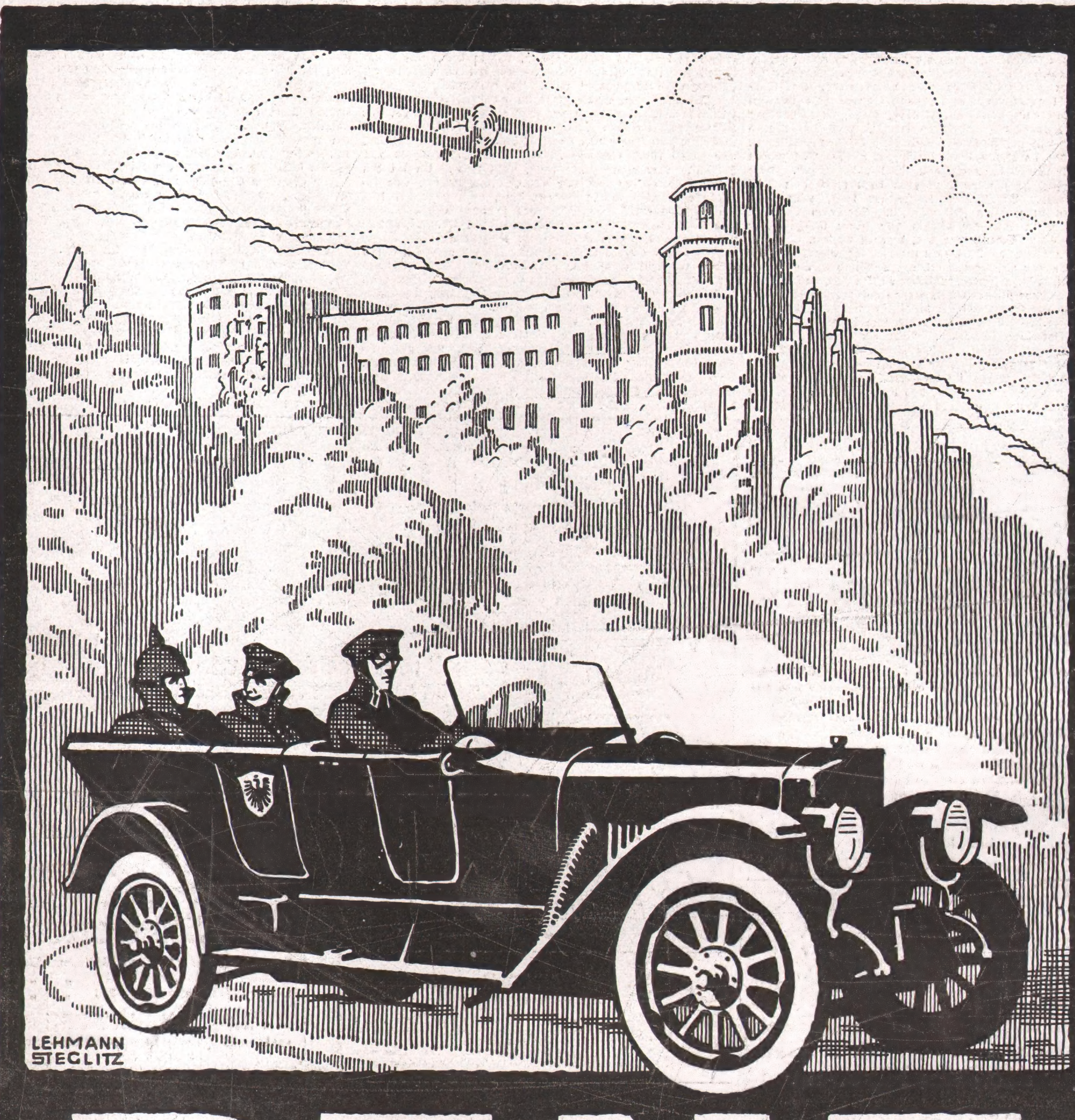
Der Bayerntaler. In diesem gewaltigsten aller Kriege, der um den Bestand unserer Heimat, um Tod und Leben unseres Volkes geht, in dieser harten, furchtbar ernsten Zeit, da Tausende und Abertausende unserer Volksgenossen opferfreudig ihr Alles, ihr Leben, ihre Gesundheit für die Nation hingeben, darf kein Mann, keine deutsche Frau der Arbeit und Sorge, den Opfern für das Vaterland fernstehen. Auch ein wiederholter Ruf darf in solchen Zeiten nicht ohne Widerhall bleiben. Es besteht für die zu Hause Gebliebenen die ernste Verpflichtung, unentwegt tätig zu sein im Liebeswerke, mitzuhelfen, all die Not und das Elend zu lindern, das der Krieg über unzählige unserer Volksgenossen gebracht hat. Um wieder Mittel zur Erfüllung neuer vordringlicher Anforderungen zu beschaffen, hat die Bayerische Kriegsfürsorge in Anlehnung an einen alten, schönen Brauch unserer Voreltern ein von Künstlerhand volkstümlich entworfenes und in Silber gearbeitetes Erinnerungszeichen an diese Zeit herausgegeben, das in Treue und Dankbarkeit unseren tapferen Bayern gewidmet ist und darum „Bayerntaler" genannt wird. Der Bayerntaler enthält in der Art der alten Schraubtaler 30 aneinanderhängende, in Vielfarbendruck ausgeführte prächtige zeitgemäße Bildchen, eine Kriegschronik im kleinen. Es werden vorzügliche Prägungen in Silber zum Preise von 30 Mark (sogenannte Vorzugsstücke) und zu 20 Mark abgegeben. Versilberte Stücke kosten nur 5 Mark. Wer mehr geben kann, gebe mehr. Da bei den hohen Silberpreisen von den silbernen Stücken nur eine beschränkte Auflage erstellt werden kann, wird jeder gut tun, sich beizeiten ein solches Stück, das ja auch bald Sammler- und Liebhaberwert erhalten wird, zu sichern. Der Bayerntaler wird jedem, der eine entsprechende Spende auf das Konto Bayerntaler bei der Kgl. Filialbank München einzahlt, unentgeltlich zugestellt, er kann außerdem auch durch die Vermittlung der Geschäftsstelle der Bayerischen Kriegsinvalidenfürsorge im Kgl. Staatsministerium des Innern in München, Theatinerstraße 21 (Zimmer 39), bezogen werden.

Zusammenschluß der Eisenhändler. In Berlin hat sich unter großer Beteiligung eine Wirtschaftliche Vereinigung der Eisenhändler Deutschlands gebildet. Der geschäftsführende Vorstand besteht aus den Inhabern folgender Firmen: Deutscher Eisenhandel A.-G., Berlin; Eschmann-Huckert, G. m. b. H., Berlin; Ludwig Kolwitz, Bromberg; H. Lippmann, Berlin-Hamburg; Jakob Ravené Söhne & Cie., Berlin; Steffens & Nölle A.-G., Berlin; Carl Spaeter, G. m. b. H., Duisburg; J. A. Zickwolff, Frankfurt am Main; C. F. Weithas Nachf., Leipzig. Die Geschäftsführung liegt in den Händen des Rechtsanwalts List, M. d. R.

Handels-Hochschule in Mannheim. Nach dem soeben erschienenen neuen Vorlesungs-Verzeichnis wird der Lehrbetrieb auch im Sommerhalbjahr 1917 unverändert fortgeführt.

Der Postscheckverkehr des Reichs-Postgebiets weist für den Monat Dezember 1916 den bisher größten Umsatz von 6,4 Milliarden Mark auf; davon sind 4 Milliarden bargeldlos beglichen worden. Die Zahl der Postscheckkonten hat im Dezember um rund 3600 zugenommen und am Jahresschluß nahezu 149000 betragen. Das durchschnittliche Guthaben der Postscheckkunden belief sich im Dezember auf 441 Millionen Mark. Trotz diesem günstigen Ergebnisse muß aber durch eine viel größere Beteiligung am Postscheckverkehr danach gestrebt werden, den Überweisungsverkehr immer weiter zu fördern und dadurch den Barverkehr auf das geringste Maß zu beschränken. Anträge auf Eröffnung eines Postscheckkontos übernimmt jede Postanstalt.

Die Apollo-Werke, Aktiengesellschaft, Automobil-Fabrik in Apolda, werden nach uns gewordenen Ermittlungen für das Geschäftsjahr 1915/16 voraussichtlich einen Gewinnanteil von 8 v. H. (im Vorjahr 6 v. H.) zur Ausschüttung bringen. Die Werke haben eine erhebliche Erweiterung ihres Betriebes in ihren Spezial-Wagen und Kriegsmaterial durchgeführt und sind mit langfristigen Aufträgen in Höhe von mehreren Millionen Mark in das neue Geschäftsjahr eingetreten. Infolgedessen macht sich eine Verstärkung des Betriebs-Kapitals notwendig, und es soll in der demnächst stattfindenden Generalversammlung der Beschluß gefaßt werden, das Aktienkapital zu verdoppeln, und zwar um 1 000 000 auf 2 000 000 Mark.



Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.
Generalvertreter für Ungarn: Direktor Josef Schuller, Budapest VI, Liszt Ferencz tér 3.